10829

Prof. Dr. K. Twardowski

ZWEI PHILOSOPHISCHE ESSAYS.

10829

I.

Zur Genese der menschlichen Affecte.

II.

Gedanken über Ethik.

Von

Dr. Gustaw Bikeles.

http://rcin.org.pl

H- 117349

http://rcin.org.pl

Wielmożnemu Panu Prof. Twardowskiemu
z głębokim szacunkiem i poważaniem
autor

ZWEI

Prof. Dr. K. Twardowski

PHILOSOPHISCHE ESSAYS

10829

von

Dr. Gustaw Bikeles. (1861–1918)

II-117349

LEMBERG.
IM VERLAGE DES VERFASSERS.
Druck von A. Goldman in Lemberg.
1897.

http://rcin.org.pl

10829

Instytut Filozofii i Socjologii
BIBLIOTEKA
P. A. N.

PAN 10829

K
19.12.59
A.888

http://rcin.org.pl

I.

Zur Genese der menschlichen Affecte.

http://rcin.org.pl

http://rcin.org.pl

I.

Jede menschliche Handlung ist bedingt durch ein Motiv. Dieses Motiv ist entweder ein Lust- oder ein Unlustgefühl. Die Hauptmotive menschlichen Handelns bilden die Affecte als combinirte Lust und Unlustgefühle. Letztere sind gleichsam das Skelet, um welches herum sich die vollbrachten Thaten in einer den Charakter des Individuums präcis ausdrückenden Weise gruppiren. Volle Einsicht in den Aufbau dieses Gerippes geben am besten diejenigen Verfahren, wie sie der Anatom zum Verständniss des menschlichen Körperbaues anwendet, nämlich der Weg der Vergleichung mit dem Thierreiche und die Entwicklungsgeschichte.

Bei den höheren Säugethieren und Vögeln zeigen sich mehrfache Affecte, die sehr deutlich ausgebildet und als den menschlichen Affecten äquivalent anzusehen sind. Jedermann hat wohl Gelegenheit bei diesen Thieren Kundgebungen von Zorn (Bosheit), von gehobener freudiger Stimmung und von Verstimmung wahrzunehmen. Ausser dem findet man bei ihnen die egoistischen Affecte der Eifersucht, der Rache, der Eitelkeit und der Missgunst bezüglich der Nahrung. Auch altruistische Affecte kommen bei ihnen vor; vor allem die Liebe zu den Kindern, dann Mitleid, Treue und Dankbarkeit, auch Züge von Freundschaftsbündniss. Selbst die Neugierde, die so viel zur Begründung einer Wissenschaft beigetragen hatte, ist ein bei anthropomorphen Affen sehr ausgeprägter aber auch bei mehreren anderen Thiergattungen vorkommender Affect.

Es wäre allerdings eine voreilige und unbegründete Schlussfolgerung, wollte man ohne weiters irgend einen Affect, weil er sich bei dieser oder jener Thiergattung findet, ebendarum als dem Menschen ursprünglich eigen bezeichnen. Jedenfalls aber wird das sich Wiederfinden als solches eines derartigen

http://rcin.org.pl

Affectes beim Menschen nicht mehr bezüglich seines Entstehens Gegenstand eines Problems sein. Mag das Vorkommen von Mitleid überhaupt nach Schopenhauer ein merkwürdiges philosophisches Problem abgeben, sein Wiedererscheinen beim Menschen als solches kann, nachdem es sich bei dieser und jener Thiergattung gezeigt hat, nicht mehr Wunder nehmen. Aber auch die Frage, welche von den erwähnten Affecten dem Menschen von jeher, oder wenigstens unter entsprechenden Umständen von jeher eigen gewesen sein dürften, lässt sich auf diese Weise mit einiger Wahrscheinlichkeit lösen. Diejenigen Affecte nämlich, welche man unter allen Menschenrassen noch vor Erlangung einer Cultur vorfindet, wird man mit Gewissheit als dem Menschen in seinem urältesten Zustande zukommend betrachten, falls man dieselben auch in der höchsten Thiergattung, bei den Vierhändern (Quadrumanen) constatiren kann, mit Wahrscheinlichkeit wenigstens noch immer dann, falls man sie nur bei einer dem Menschen ferner stehenden Thiergattung nachweisen kann.

II.

Wie hat man sich demzufolge die den Naturmenschen bewegenden und leitenden Affecte vorzustellen? Schon Waitz Th. hebt in seiner Anthropologie der Naturvölker*) richtig hervor, dass die sogenannten „Naturvölker" eigentlich schon eine bedeutende Entwicklung hinter sich haben. Nichtsdestoweniger sind sie, da sie im Vergleiche mit dem civilisirten Menschen auf sehr niedriger Stufe stehen, viel mehr geeignet, zur Beantwortung vorliegender Frage herangezogen zu werden. Es wird dies auf zweierlei Art geschehen, Erstens positiv durch Verwerthung bei ihnen vorhandener, ausgebildeter Affecte; zweitens negativ durch den Nachweis, dass gewisse Affecte bei denselben kaum angedeutet vorhanden sind, woraus Anhaltspunkte für die Bedingungen einer Entwicklung solcher Emotionen sich gewinnen lassen.

*) Die meisten hier angeführten anthropologischen Daten sind diesem Werke entlehnt.

http://rcin.org.pl

a) Ein durch die ganze Thierreihe sehr verbreiterer Affect ist die hingebungsvolle Liebe der Mutter zu ihrer Nachkommenschaft. Erst nachweisen zu wollen, dass auch beim Menschen die Mutterliebe von jeher bekannt war, hiesse, den Menschen tiefer als das Thier stellen. Die Anhänglichkeit des Vaters an seine Nachkommenschaft ist bei verschiedenen Thiergattungen sehr verschieden. In geschlossener Ehe lebende Vögel erfüllen Vaterpflichten, durch Theilnahme am Brüten, Zuführen von Nahrung und Unterrichten der Jungen im Fliegen und Erlangen von Beute. Der Pampasstraushahn, trotzdem er in Polygamie mit 5—7 Hennen lebt, brütet sogar ausschliesslich und der in Vielehigkeit lebende Haushahn dient wenigstens nach Vollendung des Brütens der Familie als Warner. Beim Säugethier fällt naturgemäss der Mutter, die ihre Jungen mit ihrer Milch säugt, die Auferziehung des Kindes zu und dem Vater ist nur wenig Gelegenheit zu einer Intervention gegeben. Aber auch unter den Säugethieren sind die Beispiele nicht vereinzelt, in denen der Vater entweder irgend einen Antheil am Erziehungsgeschäft nimmt wie bei manchen Arten der Schleichkatzen oder als Beschützer der Jungen auftritt wie bei manchen Rinderarten (vgl. Brehms Thierleben 3. Aufl. 1890). *) Von besonderer Wichtigkeit ist es, dass der Gorilla (nach den Berichten von Hugo v. Koppenfels cit. bei Brehm l. c.) in enger Familie lebt und dass der Vater in der Nacht das Nest vor Überfall überwacht. Nach Diard (cit. bei Brehm) werden die männlichen Kleinen des Gibbon (Lar) vom Vater, die weiblichen von der Mutter getragen. **)

*) Dieser Auflage sind auch die übrigen Daten, betreffend die Affecte bei Thieren entnommen.

**) Auch Männchen anderer Affenarten bethätigen im hohen Grade ihre Liebe zu den Jungen. Ein gefangenes Meerkatzen-männchen nahm einen jungen, mutterlosen Affen auf, drückte ihn an sich, umarmte ihn und bewies ihm die grösste Zärtlichkeit. „Es benahm sich ganz als ob er ein Weibchen, als ob er die Mutter des kleinen Waisenkindes wäre," und nach Verenden des Jungen äusserte der Affe tiefsten Schmerz. (Brehm I. pag. 136). Die Männchen der Mantelpaviane beweisen jungen Affen ihrer Art die grösste Zärtlichkeit, und treten unter Umständen für sie mannhaft in die Schranken. Bei den Krallenaffen wird das Männchen zeitweilig von dem Weibchen aufgefordert, eines von den Kindern zu schleppen und scheint dies auch ohne Anstand zu thun.

http://rcin.org.pl

Unter den „Naturvölkern“ findet man bei allen Rassen Äusserungen von Anhänglichkeit oder ausgesprochener Liebe auch von der Seite des Vaters zu seinen Kindern. Von den Indianern der Vereinigten-Staaten citirt Waitz (l. c.) Beispiele, wo ein Vater für seinen in Gefangenschaft gerathenen Sohn freiwillig eintrat, um an dessen Stelle einen qualvollen und grauenhaften Tod zu erleiden. Für den Neger gilt es als grösstes Unglück, keine Kinder zu haben. Bei den Betschuanen (Kaffern) nennen sich oft die Eltern nach ihren Kindern und diese Sitte findet sich auch bei den Malaien, welche sich besonders nach hoffnungsvollen Söhnen nennen, und dann bei manchen Stämmen im Süden Australiens (trotz des dort verbreiteten Kindermordes und Cannibalismus), wo sich die Eltern nach der Geburt eines Kindes nach demselben nennen „Vater, Mutter von Kadli“ u. s. w. bis zur Geburt des Folgenden. Man sieht bei den Australiern, wie Väter ermüdete Kinder sorglich an der Hand führen oder tragen, obwohl sich dort ein Fall von Kindermord auf Befehl des Vaters zutrug, bloss deshalb, damit die Mutter junge, zur Verpflegung erhaltene Hunde säugen könne. Auch in Polynesien pflegt und wartet der Vater nicht selten den Säugling. Charakteristisch ist die Mittheilung von Mariner, wonach Finau I. (Polynesien) wenn er meinte, dass sein Gast Mariner bereits schlafe, seufzend vor sich hinmurmelte „Armer Fremder, wie fern bist du von deiner Heimath, vielleicht tröstet sich jetzt sein Vater*) und seine Mutter und sagt: „Morgen kommt unser Sohn!“ Bei den Quarani in Brasilien muss der Vater ebenso wie bei den Cariben nach der Geburt eines Kindes eine Enthaltsamkeitsdiät beobachten und bei Erkrankung des Kindes enthält sich sogar die ganze Verwandtschaft von Nahrungsmitteln, welche man dem Kinde schädlich glaubte. Selbst die Buschmänner sollen nach Schilderung von Reisenden, die sie genauer kennen lernten, freigebig und mitleidig gegen Kinder sein. Hie und da findet sich allerdings ein Bericht über einen wilden Stamm, wie über die Takhali in Amerika (nach Hale cit. bei Waitz) der ohne Kinderliebe lebe. Solche Be-

*) In Polynesien gehört das Kind in den Stand seiner Mutter und erbt von Verwandten der Mutter.

http://rcin.org.pl

richte können aber auf irrthümlicher Beurtheilung ungewöhnlicher Verhältnisse beruhen und dürfen auch nicht ohne weiters generalisirt werden. Von grösserer anthropologischer Bedeutung sind die durch neuere Forschungen aufgedeckten Thatsachen. Bachofen („das Mutterrecht") constatirte zuerst die ehemalige Ausbreitung der Auffasung, wonach als Hauptverwandtschaft die mütterlicherseits galt. Es unterliegt keinem Zweifel, dass unter allen Menschenrassen die Stammesangehörigkeit nach der Mutter wie die Erbfolge nach Verwandten mütterlicherseits älter ist als das bei uns herrschende System der Erbfolge und Familienangehörigkeit nach dem Vater. Morgan („Urgesellschaft" deutsche Übers. und früher in seinem Werke „Systems of Consanguinity") studirte die Verwandtschaftssysteme einer grossen Anzahl von Völkern von niederer Kulturstufe. Am primitivsten sind die Verwandtschaftsbezeichnungen im Hawaiischen. Ausser Ausdrücken für Verschwägerung gibt es im Hawaiischen Bezeichnungen nur für die folgenden Verwandtschaftsgrade: Grosseltern, Eltern, Geschwister, Kind und Enkel. Die Schwester der Mutter oder des Vaters heisst nicht Tante, sondern ebenfalls Mutter und des Vaters oder der Mutter Bruder heisst nicht Onkel sondern Vater. Kinder von Geschwistern nennt man Söhne und Töchter und deren Nachkommen Enkel. Geschwisterkinder nennen sich gegenseitig Brüder und Schwestern. Dass es sich nicht um eine bloss lokale Excentricität handelt, zeigen die zahlreichen Verwandtschaftstabellen Morgans, die nur dann verständlich sind, wenn man annimmt, dass das hawaiische System einmal eine sehr grosse Verbreitung hatte. Die Schlussfolgerungen aus diesen wie aus manchen anderen, minder wichtigen Thatsachen veranlasste viele Forscher (ausser Bachofen und Morgan noch Lennan „primitive Mariage", Lubbock „Enstehung der Civilisation" u. s. w.) zur Annahme, dass der gesellschaftliche Urzustand ein Häterismus gewesen sei und alle zu einer kleinen Gemeinschaft gehörenden Männer und Frauen sollen unter einander in vollständiger Ungebundenheit gelebt haben. Zugegeben, dass die Beweisführung für einen einstigen*) Häterismus ein ausreichender und jeden

*) Die Übertreibungen der Consequenzen des „Mutterrechtes" welche dem Vater mit völliger Vertreibung aus der Urgesellschaft drohten,

http://rcin.org.pl

Zweifel beseitigender sei, so lebten doch wenigstens Männer und Weiber sammt den Kindern in einer Horde mehr oder weniger vereinigt. Eine menschliche Societät, die wie die Heerde der Gemsen oder einiger Antilopen bloss aus den Weibern mit ihren Jungen bestände und zu denen sonst ganz abgesondert von ihnen lebende, mit ihnen in gar keiner Gemeinschaft stehende Männer ab und zu nach Belieben sich gesellten, hat nicht die geringste Wahrscheinlichkeit und wäre sie möglich, so würde ein solcher Zustand ein unüberwindliches Hinderniss für jeden Fortschritt und jede Civilisation bedeutet haben. Fast alle Affenarten, sowohl der alten als auch der neuen Welt, leben in Trupps, welche aus Männchen, Weibchen und Jungen bestehen. Der Leitaffe, dem die Fürsorge für die Sicherheit der Heerde obliegt, ist in der Regel ein altes Männchen.

Dass ein Häterismus innerhalb einer kleinen Gruppe — die Horde bestand ursprünglich wahrscheinlich aus einer kleinen Gruppe — nicht jede Anhänglichkeit des Mannes an das

---

wurden durch die Studien Morgans über die Verwandtschaftssysteme in entsprechende Schranken gewiesen, da aus letzteren klar hervorgeht, dass man überall auch nach dem Vater eine Verwandtschaft annahm. Nur beglückte Morgan die verwaiste Menschheit nicht bloss mit einem Vater sondern mit deren Vielen. Dass Gruppenehen weit verbreitet vorkamen, dass die Ehe häufig leicht aufgelöst wurde, kann nicht geläugnet werden. Aber daraus, dass die ganze ältere Generation von den Jungen mit „Vater und Mutter" benannt wurde unter Umständen, wo wegen des herrschenden Communismus das Leben der Familie ganz im Stamme aufging (vgl. Wundt, „Ethik" p. 160—161) auf eine systematische gegenseitige Vielehigkeit in welcher Form immer zu schliessen, ist zu weitgehend. Morgan selbst fühlt die Schwierigkeit einer Erklärung, weshalb man denn wenigstens die rechte Mutter nicht von den übrigen Frauen unterschied. Seine Erklärung, dass, weil sie alle die Weiber seiner Väter seien, er sie alle Mutter nenne, ist sehr gezwungen. Wie? der vielen Väter willen, die ein Kind vor den übrigen nicht auszeichnen können, die keines nähren und pflegen in dem Maasse wie jede Mutter das Ihrige, soll es unterlassen worden sein, die treue Pflegerin durch die ihr gebührende Benennung von den Übrigen zu unterscheiden! Nicht zu Gunsten eines Häterismus als Urzustand spricht es, dass der Gorilla nach neuesten Berichten in enger Familie lebt und dass die meisten Hundsaffen- und Breitnasenarten zwar in Polygamie, doch in Heerden von mehreren älteren Weibchen mit einem älteren Männchen leben (vgl. Darwin „Abstammung des Menschen" II. C. 20).

http://rcin.org.pl

Kind ausschliesst, beweist folgender Bericht von Schorrt (Trans. Ethn. soc. VII. citirt bei Lubbock l. c.) „Wenn ein Toda des Nili-Geri-Gebirges heirathet, so wird die Frau die Gattin aller seiner Brüder, das erstgeborene Kind wird dem ältesten Bruder, das nächste dem zweiten u. s. w. zuerkannt. Trotz dieser unnatürlichen Einrichtung legen die Todas Zärtlichkeit und Anhänglichkeit für ihre Nachkommen an den Tag".

Die Bewohner der Andamaneninseln werden häufig als Beispiel von Menschen angeführt, welche die Institution der Ehe gar nicht kennen. Nach dem Bericht von Sir Belcher ist es auf den Andamanen-Inseln Sitte, dass Mann und Frau bis zur Entwöhnung des Kindes beisammen bleiben, sich dann aber trennen, als sei dies etwas selbstverständliches und sich jedes einen neuen Gefährten suchen (Trans. Ethn. soc. V. citirt bei Lubbock). Dieses Ausharren bis zur Entwöhnung des Kindes ist bei Berücksichtigung der dort gewöhnlichen Frühreife ein fruchtbarer Keim der Anhänglichkeit des Mannes an sein Kind und dieser Keim gelangt zur Entfaltung mit dem Fortschreiten der Cultur, die dem Vater die Möglichkeit giebt, sein Kind über die ersten Lebensschritte hinaus mit seiner Sorgfalt zu begleiten.

b) Bei den allermeisten „Naturvölkern" wird von den Mädchen keine Keuschheit verlangt. Die Buschmänner sollen bisweilen selbst gegen den Verkehr ihrer Weiber mit Fremden ganz indifferent sich verhalten. Sonst verlangt man fast überall von den verheiratheten Frauen eine den Begriffen dieser Völker entsprechende Keuschheit und auf Ehebruch steht eine mehr oder minder harte Strafe. Die Neger, Malgaschen, Abyssinier und Patagonen bestrafen Ehebruch vorzüglich am Verführer und sehen darin bloss ein Eingreifen in ihr Besitzthum. Die Indianer der Vereinigten Staaten zeigen nicht selten leidenschaftliche Eifersucht und rächen Untreue mit Verstümmelungen am Weibe. Auch tiefer stehende Völkerschaften kennen die Eifersucht und bestrafen die Ehebrecherin entweder durch Verstossen oder mit Tod. Dies ist der Fall in Amerika bei den Koluschen, Cariben, Tupi und Araucanern, dann bei den Micronesiern, Polynesiern und Australiern. Bei den Kaffern kann ein Weib verstossen werden, wenn sie sich mit unbedeckter Brust zeigt. Auch die Weiber mancher „Na-

http://rcin.org.pl

turvölker" sind eifersüchtig. In Abyssinien sollen Weiber sich nicht selten für Untreue durch Vergiftung rächen. In Polynesien sind die Frauen eines Mannes aufeinander eifersüchtig und in Melanesien leben dieselben im bittersten Streit, wobei es mitunter zum gegenseitigen Abbeissen der Nase kommt. In Micronesien wird Ehebruch auch am Manne von den Weibern gestraft. Eifersucht ist ein im Thierreich häufig zum Vorschein kommender Affect. Besonders sind es die Männchen, die in der Regel um das Weibchen werben, welche zur Brunstzeit mit jedem vermeintlichen Nebenbuhler sogleich einen Kampf auf Leben und Tod aufnehmen. Aber auch das Thier-Weibchen documentirt mitunter Eifersucht und die Weibchen der „Laufhühner" kämpfen mit einander aus Eifersucht. Der Affe ist im hohem Grade eifersüchtig. Brehm schildert die Eifersucht innerhalb der Affenbande folgendermaassen: „Kein weibliches Glied der Bande darf sich einer albernen Liebschaft mit irgend welchem Grünschnabel hingeben. Seine Augen (des Leitaffen) sind scharf und seine Zucht ist streng. Auch die Äffinen, welche sich oder besser ihn vergessen sollten, werden gemaulschelt und gezaust; der betreffende Affenjüngling kommt noch schlimmer weg. Die Eifersucht macht ihn (den Leitaffen) furchtbar". Man darf daher die Eifersucht mit grosser Wahrscheinlichkeit als einen dem menschlichen Gemüth schon ursprünglich nicht fremden Affect ansehen. Nur muss dieser Affect, durchschnittlich wenigstens, nicht jenen Grad und jene Heftigkeit erlangt haben wie bei den Eifersucht zeigenden Thieren. Bei Letzteren geräth das Männchen mit jedem anderen sich nur in der Nähe seines Nestes zeigenden Männchen bald in Kampf. Das alte Affenmännchen verjagt häufig aus seinem Trupp jedes erwachsene Männchen. Beim Menschen mag schon frühzeitig der Hang zur Gesellschaft mit seinesgleichen zu Jagdzwecken und so weiter eine übertriebene Eifersucht unterdrückt haben *).

*) Von einem Pavian „Tokur Sindschero" berichtet Heuglin (cit. bei Brehm) dass er in zahlreichen Familien lebt, die häufig zu grossen Rudeln sich versammeln und wobei das Männchen einer Familie nur gelegentlich eines versuchten Übergriffes eines anderen Männchens an seinem Weibchen Eifersucht zeigte.

http://rcin.org.pl

In der Auffassung der der Eifersucht des Mannes zugrunde liegenden, erlittenen Kränkung macht sich schon früh eine Wandlung bemerkbar. Bei manchen Völkern wird Ehebruch bloss als Eigenthumsverletzung des Mannes, bei anderen als Vergehen gegen seine Ehre aufgefasst. Erstere Auffassung ist eine ältere und insofern dem thierischen Affect, der auch der ursprüngliche beim Menschen gewesen sein dürfte, noch ähnlicher, als es sich bei der Eifersucht des Thieres um die Fernhaltung einer Störung in der Befriedigung handelt.

Bei den Koluschen ist, trozdem sie Eifersucht kennen, schon bei Lebzeiten des Mannes sein Bruder oder Schwestersohn d. i. immer derjenige, dem nach dem Absterben des Mannes die Witwe zufällt, als „Nebenmann“ eingeführt. Auch der ehebrecherische Verführer eines Weibes ist sogar genöthigt, die Stelle eines Nebenmannes einzunehmen, falls sein Leben geschont wird. Trotz Eifersucht herrscht in Micronesien die Sitte der Blutsfreundschaft, der zur Folge auch das Weib mit demjenigen getheilt wird, mit dem eine Verbrüderung geschlossen wurde und in Polynesien kommt Polyandrie überhaupt vor. Eine engere Gruppenehe unter sehr befreundeten und verbrüderten Individuen muss daher bei Stämmen von niederer Kulturstufe auch dann für möglich zugegeben werden, wenn denselben auch die Eifersucht wohl bekannt ist. Mit Häterismus allerdings lässt sich Eifersucht schwer in Einklang bringen.

Darwin „Abstammung des Menschen“ B. II sagt: „Nach der Analogie mit den höheren Vierhändern können wir fast mit Gewissheit annehmen, dass beim Menschen schon in einem frühen Entwicklungszustand das Kampfgesetz (also Eifersucht und gewiss nicht Häterismus) vorgeherrscht habe“. „Was die Unterschiede der Beschaffenheit zwischen Mann und Weib betrifft, so ist es wahrscheinlich, dass hierbei die geschlechtliche Zuchtwahl eine höchst wichtige Rolle gespielt hat“. „Es kann kaum bezweifelt werden, dass die bedeutendere Grösse und Kraft des Mannes im Vergleich zu dem Weibe, sowie seine breiteren Schultern, entwickeltere Muskeln und eckigeren Umrisse der Körperform, sein grösserer Muth und seine Kampfsucht, hauptsächlich von der Vererbung seitens seiner halbmenschlichen männlichen Vorfah-

http://rcin.org.pl

ren herrühren".*) Auf dem Wege der blossen Vergleichung mit dem Thiere gelangt Darwin (l. c. cap. XX.) zu folgendem Schlusse: „Nichtsdestoweniger kann ich nach dem starken Gefühl der Eifersucht im ganzen Thierreich, wie auch nach der Analogie der niedrigeren Thiere, besonders der welche dem Menschen am nächsten stehen, nicht glauben, dass ein absolut regelloser Geschlechtsverkehr in einstiger Zeit stattgefunden habe, kurz bevor der Mensch seinen heutigen Platz auf der thierischen Stufenleiter erreicht hatte".

c) Sesshaft wird der Mensch erst bei Erreichung einer gewissen Entwicklungsstufe, wenn er den Boden zu bestellen anfängt. Als Jäger und Nomade führt er ein Wanderleben. Es kann also im Kindesalter der Menschheit die Anhänglichkeit an den jeweiligen Aufenthaltsort nicht sehr gross sein wie etwa bei manchen Vögeln (Storch etc.) oder bei der Katze. Selbst bei sesshaften Stämmen (unter den Negern) kommt es vor, dass ganze Stadttheile anscheinend ohne Grund verlegt werden. Aber auch der civilisirte Mensch wechselt leichten Herzens seine Wohnung, falls ihn nicht besonders theuere Erinnerungen an dieselbe fesseln; er verlässt geringer Vortheile wegen seine Vaterstadt. Es ist also beim Menschen die Liebe zum Orte als solchem nur gering und die Vaterlandsliebe, insofern sie wörtlich genommen das Land selbst bezeichnet, ist erst durch Verflechtung desselben mit den denkwürdigen Thaten der Ahnen möglich. Andererseits fehlt auch dem umherschweifenden Wilden nicht jede höhere Werthschätzung seines Geburtslandes im weiteren Sinne, sofern Klima, Fauna und Flora dieselben bleiben. Jedes wilde Volk hält sein Vaterland für das beste und reichste und erklärt die Colonisationsversuche der Europäer als Neid auf ihr Land. Es ist dies auch sehr begreiflich. So lange der Mensch nicht gelernt hat, sich gegen gewisse Natureinflüsse künstlich zu schützen, muss er jede Versetzung unter andere Verhältnisse, für die er noch nicht angepasst ist, schwer empfinden. Man wird daher kaum

*) Darwin (ibidem) „Dass die Männchen der grösseren Affen von dem Weibchen der Disposition nach verschieden sind, ist den Menagerie-wärtern recht gut bekannt". Bei Brehm ist beim Gorilla, Schimpanse und Orangutan ausdrücklich angegeben, dass das Männchen stärker als das Weibchen ist.

http://rcin.org.pl

fehl gehen in der Annahme, dass auch der Naturmensch trotz seiner beständigen Wanderungen insofern seinem weiteren Geburtsland anhänglich war, als er dasselbe freiwillig und von drohendem Nahrungsmangel ungezwungen nicht verliess.

d) Bei allen diesen Völkern lebt der Mensch in gewissen Verbänden, die theils sehr locker sind wie bei den Eskimos, wo die einzelnen Familien höchstens zur Abwehr einer gemeinschaftlichen Gefahr zusammentreten, theils schon eine höhere Organisation zeigen. Der Mensch als ein in seinem Charakter gesellschaftliches Wesen ist kaum wohl anders als in einer Societät lebend denkbar. Man muss ihm daher zunächst wenigstens die Eigenschaft als ursprünglich zuerkennen, welche so manchen Thierverbänden eigen ist, nämlich gemeinschaftlichen Schutz gegen feindlichen Überfall und gemeinschaftliche Abwehr. Aber auch andere gesellschaftliche oder richtiger ein menschliches gesellschaftliches Zusammenleben erst möglich machende Eigenschaften müssen als dem Menschen von jeher zukommend anerkannt werden. Manche Vögel und Säugethiergattungen zeigen gewisse exquisite Züge von Mitleid. Sperlingsvögel erweisen dem schwachen, hilfsbedürftigen und kranken Barmherzigkeitsdienste. Verwaiste Jungen werden aufgenommen und gepflegt vom Rothkehlchen.*) Verschiedene Gänse-, Papageiarten, das Rebhuhn nehmen sich verwaister an. Auch beim Wildschwein kommt es vor, dass eine andere die Führung der Verwaisten übernimmt. Affen nehmen sich schwächerer, kleinerer Gattungen an und adoptiren verwaiste Junge. Kundgebungen von Mitleidsgefühl finden sich auch bei allen Völkern und es ist unzweifelhaft, dass dieses Gefühl in dem menschlichen Herzen von jeher Widerhall gefunden hat. Auch die unter so vielen Völkern verbreitete Gastfreundschaft als Schutz des recht-obdachlosen, aller Lebens-

*) Brehm erzählt folgende ausgesprochene Beobachtung von Mitleid an einem Rothkehlchen, welche sich sonst gegen einander neckisch verhalten. „Zwei Rothkehlchen-Männchen, welche in meinem Heimathsorte gepflegt wurden und einen und denselben Käfig bewohnten, lebten beständig in Hader und Streit, missgönnten sich jeden Bissen, anscheinend selbst die Luft. Da geschah es, dass eines durch einen unglücklichen Zufall das Bein brach. Von dieser Stunde an war aller Kampf beendet. Das gesunde Männchen hatte seinen Groll vergessen, nahm sich mitleidig des schmerzgepeinigten Kranken an, trug ihm Nahrung zu und pflegte ihn aufs sorgfältigste".

http://rcin.org.pl

mittel unter Verhältnissen, wo Geld den Umtausch nicht vermittelt, beraubten Fremden ist als Ausdruck des Mitleidgefühles gegenüber dem Schwachen anzusehen. Mag sein, dass später auch religiöse Vorstellungen zur Aufrechthaltung und Befestigung dieser schönen menschlichen Sitte viel beigetragen haben; den alleinigen Ursprung derselben in einer religiösen Vorstellung vom „Haus", welches als ein dem Hausgott geweihtes Heiligthum aufgefasst wird, zu suchen, ist bei der grossen Verbreitung der Sitte kaum wahrscheinlich. Nur eine Quelle, welche aus dem in manchen Grundzügen wenigstens sich gleichbleibenden menschlichen Gemüthe fliesst, ist im Stande die bedeutende Ausbreitung einer solchen Sitte zu erklären. Selbst da, wo man in jedem Fremden aus Argwohn und Furcht einen Feind wittert, wird der Gast, falls einmal aufgenommen, freundlich und höflich behandelt. Dem über keine ausreichenden Mittel verfügenden Wilden liegt es viel näher, auf angeführte Art Mitleid zu üben als durch Pflege hoffnungsloser Kranker oder hochbetagter und altersschwacher Leute. Zu einer solchen Pflege mangelt es ihm an Verständniss und Mitteln. Daher das Aussetzen schwer Kranker, das Verlassen von Hochbetagten bei manchen Völkern, trotzdem ihnen das Gefühl von Mitleid nicht fremd ist. Dies zeigt sich auch in ihrer Freigebigkeit unter einander. Solange noch bei den Indianern (der Verein. Staat.) ein Vorrath an Nahrungsmitteln vorhanden ist, wird derselbe mit jedem Hungernden getheilt, was nur zu häufig dem Faulen und Arbeitsscheuen zu Gute kommt (nach Loskiel „Geschichte der Mission 1789" cit. bei Waitz). In Melanesien theilen Sie jedem, der vorbeikommt, wenn sie essen, reichlich von ihren Vorräthen mit.

Eine solche Hochherzigkeit im Spenden, die beim Kulturmenschen, wo sie vorkommt, nicht wenig befremdet, muss aber auf ihr richtiges Maass zurückgeführt werden. Die „Naturvölker" sind Menschen des Augenblickes, das Streben nach Anhäufen von Genussmitteln ist ihnen noch fremd. Dieselben können daher mit leichterer Überwindung ihre Habe mit ihren Nächsten theilen, was aber dadurch nicht aufhört, ein schöner Akt der Mitempfindung zu sein.

Auch andere gesellschaftliche Eigenschaften, wie Treue, Dankbarkeit und Freundschaft darf man dem Naturmenschen

http://rcin.org.pl

nicht ganz absprechen. Wenigstens einzelne Züge dieser Tugenden — in Fleisch und Blut sind sie auch jetzt noch nicht übergegangen — dürften auch in der urältesten Gesellschaft vorgekommen sein. Anhänglichkeit und Treue findet sich bekanntlich bei manchen Thiergattungen. Verschiedene Affenarten vertheidigen mit Muth ihre Gesellschaft selbst gegen überlegene Feinde. Dass Affen Dankbarkeit kennen, geht aus folgenden Berichten Brehms unzweideutig hervor. „Ein Schimpanse bewies sich dankbar, falls er beschenkt wurde, indem er, ohne gerade hiezu abgerichtet oder gelehrt worden zu sein, seinen Arm zärtlich um die Schulter des Wohlthäters legte und ihm eine Hand oder echt menschlich auch einen Kuss gab und dasselbe that er auch nach einer an ihm vollzogenen, schmerzhaften Operation". Damit ein Babuin (Pavian) in der Gefangenschaft seinen Herrn kennen lerne, bediente sich Brehm eines Kunstgriffes. Jemand nämlich drohte dem Affen mit Peitsche, während Brehm sich als Schutzherr desselben gebärdete. „Der Affe erwies sich hierauf stets dankbar für die in der vermeintlichen Bedrängniss gewordene Hilfe". Affen schliessen leicht Freundschaft mit verschiedenen Thieren oder Kindern, Freundschaftsbündnisse trifft man unter den verschiedensten Stämmen an und auch die Sage kennt Beispiele treuer Freundschaft.

e) Die Herrschaft ruht in den einzelnen, primitiven, staatlichen Verbänden entweder in den Händen der einzelnen Familienväter oder in denen eines patriarchalisch regierenden Häuptlings, wodann die Würde in der Familie des Letzteren erblich nach dem Verwandtschaftsgrade bleibt. Fast unter allen Rassen gab es kriegerische Häuptlinge, die aus Herrschsucht, falls ihnen die Umstände günstig waren, weite Kriegszüge unternahmen und ausgedehnte, nicht selten rasch sich wieder auflösende Reiche gründeten. Unter einer Heerde von Böcken reisst der Kräftigste die Macht und Leitung an sich, der kräftigste Affe knechtet die Schwächeren und zwingt sie durch Schläge zum Gehorsam. Man wird also auch die Herrschsucht als einen dem Menschen in seinem urältesten Zustande wohl bekannt gewesenen Affect ansehen, dem nur zeitweilig durch eine einigermaassen natürliche Regelung der Machtverhältnisse Schranken gesetzt waren. Auch das ewige und ruhelose Ja-

http://rcin.org.pl

gen und Haschen nach Reichthümern beim Culturmenschen ist zu einem grossen Theil der Ausdruck des Strebens nach Macht. Besitz ist Macht und der Milioneur ist ein Potentat in seiner Art.

f) Der Sammeltrieb und die Sucht nach Aufspeicherung von Lebensmitteln ist bekanntlich eine Eigenschaft von manchen Insecten. Das Missgönnen von Nahrung (auch eine Art Habsucht) ist unter verschiedenen Thiergattungen anzutreffen. In Heerden lebende Thiere zeigen, wenigstens im freien Zustande, diese Missgunst entweder gar nicht, oder doch nur in geringem Grade, wie die Ruderfüsser und manche Affen; sie würden ja auch bei gegenseitiger stärkerer Missgunst nicht zusammen leben können. Der in Gesellschaft lebende „Naturmensch" ist sogar im Stande bereits Erworbenes mit seinem Nächsten zu theilen; schon aus Trägheit kennt der nicht Civilisirte das Streben nach Anhäufung von Genussmitteln nicht und von Habsucht kann, solange seine Gier nicht zu sehr gereizt wird, meist keine Rede sein. Und doch ist Missgunst eine uralte menschliche Eigenschaft. Es ist kein blosser Zufall, wenn man in Neuseeland eine einheimische Sage vorfand, die der bekannten biblischen Erzählung von Kain und Abel sehr ähnlich lautete. Diese einfache Erzählung charakterisirt vollkommen den Menschen. Brüder sind es, die im Stamme aus Neid aneinander Mord verüben. Das bessere Gedeihen eines Gleichgestellten ruft zunächst die Missgunst hervor. Allerdings war unter den primitiven, socialen Verhältnissen das Emporkommen eines Gleichgestellten meist nicht leicht möglich, rief aber gewiss überall, wo sie vorkam, Missgunst hervor. In Polynesien verstanden es die Männer auf den Inseln Hawai und Tahiti, die besten Speisen für die Weiber „tabu" d. i. heilig und ungeniessbar zu machen. Unter den „Naturvölkern" sind Stämme, die ein Räuberhandwerk führen, nicht selten und auch Piraterie ist ihnen, sofern sie mit der Schiffahrt vertraut sind, wohlbekannt. Missgunst mag auch nicht selten ausser anderen Motiven Ursache der unendlichen Kämpfe zwischen den einzelnen Stämmen*), die man fast überall unter

*) Es ist beim Hulman und bei der Meerkatze mehrfach beobachtet worden, dass wenn zwei Affenbanden auf einem Fruchtbaum aneinander

http://rcin.org.pl

„Naturvölkern“ antrifft, gewesen sein. Alle „Naturvölker“ zeigten eine unverhüllte Habsucht, als sie den Werth europäischer Luxusgegenstände kennen gelernt haben.

g) Auch eine gewisse Eitelkeit wird man dem Naturmenschen zuschreiben dürfen. Eitelkeit ist ein thierischer Affect. Allbekannt ist die zur Schau getragene Eitelkeit des Pfaues wegen der Pracht seines Gefieders, auch der Paradiesvogel ist sehr eitel. Der Affe manifestirt sein Gefühl der Überlegenheit über andere Thiere. Der Mensch zeigt überall, wo man ihn antrifft, eine auffallende Putzsucht. Lange noch bevor er bezüglich seiner wahren Bedürfnisse von seiner Abhängigkeit von der Gunst der Natur sich befreit, modelt er schon an seinem Körper und wirft sich der Natur, oft zum lächerlichen Lehrmeister auf. In religiösen Vorstellungen die alleinige Ursache seiner Putzsucht zu sehen, geht nicht an. Es ist doch derselbe noch jetzt den Menschen so sehr beherrschende Trieb.

h) Ein besonders beim Menschen mächtiger Affect ist der der Rache. Rache kommt im Thierreich*) häufig vor. Aber das treue Gedächtniss des Menschen für das ihm jemals zugefügte Leid und seine lebhafte Phantasie, welche die grausamsten Höllenqualen so geschickt zu schildern verstand, sind sehr geeignet den Racheaffect zu einer verheerenden Flamme anzufachen. Überall und unter allen Umständen lange vor Begründung irgend einer Cultur sieht man, wie der Mensch diesem Moloch dient und nicht selten im Rausche dieses Affectes das schönste Land in eine Hölle verwandelt. Rache ist ein schrecklicher, dem Menschen ureigener Affect.

---

gerathen, es zu erbitterten Kämpfen kommt. Hughes (cit. bei Brehm) schildert einen solchen Kampf um einen Mangohain.

*) Einen Fall von überlegter und nachgetragener Rache beim Affen erzählt Darwin „Abstammung des Menschen I“ im Namen des Zoologen Andrew Smith als Augenzeugen: „Am Kap der guten Hoffnung hatte ein Officier einen Pavian häufig geneckt. Als ihn eines Sonntags das Thier zur Parade gehen sah, goss es Wasser in ein Loch und rührte rasch einen dicken Erdbrei zusammen, mit dem es den vorübergehenden Officier geschickt bespritzte. Noch lange nachher triumphirte und freute sich der Pavian, wenn er sein Opfer sah.“

http://rcin.org.pl

III.

Die im Vorherigen aufgezählten, dem Menschen von jeher eigenen Affecte sind im Thierreich, mehr oder weniger verbreitet, als Affecte deutlich entwickelt. Im Folgenden sollen diejenigen Affecte zur Besprechung gelangen, welche sich beim Menschen erst im Laufe der Zeit entfaltet haben und wobei besonderes die Bedingungen für ihre Entwicklung festzustellen sein werden. Auch bei Letzteren, bei manchen wenigstens, wird sich eine Ähnlichkeit mit bekannten Gemüthsäusserungen beim Thier aufdrängen. Und thatsächlich mögen solche Emotionen beim Urmenschen die Grundlage abgegeben haben, auf welcher sich die in Rede stehenden Affecte ausgebildet haben. Aber der ausgebildete, menschliche Affect ist nicht nur in seiner Form verschieden, sondern hat auch in seinem Wesen eine andere Bedeutung erlangt als der thierische.

a) Das Ehrgefühl und die davon abgeleiteten Gefühle. Unter den „Naturvölkern" zeigen manche ein sehr ausgeprägtes, persönliches Ehrgefühl von einem Grade, wie er kaum vom Culturmenschen überholt werden kann. Dahin gehören die Indianer in den Vereinigten Staaten Nordamerikas (Irokesen), auch die alten Germanen nach Tacitus („Germania"). Minder ausgebildet findet man dies Gefühl sehr verbreitet u. z. dann besonders bei den Häuptlingen und beim Adel.

Die Katze fühlt sich nicht wenig geschmeichelt, wenn man sie nach ihrem ersten Jagdstück auf eine Maus, die sie in die Stube bringt und vor die Augen der Leute legt, herzlich lobt. Sie kommt dann auch künftighin mit der Beute ins Zimmer (nach „Scheitlin"). Der Hund wird durch Lob angefeuert und der Affe wird gern geschmeichelt. Mit dem persönlichen Ehrgefühl des Menschen kann man diese Eitelkeit beim Thier nicht ganz identificiren, wenn auch Letztere als Grundlage für die Möglichkeit der Entfaltung des Ehrgefühles beim Menschen Geltung behalten mag. Die eigentliche Schule für das Grossziehen dieses Affectes ist die menschliche Gesellschaft selbst. Mit der Zeit, als der Sprachschatz ausreichte, um mittelst desselben das Vergehen eines Individuums öffentlich zur Kenntniss aller zu bringen, musste jedem bei Gefahr der Strafe, ausgestossen zu werden, an einem guten Leumund gelegen gewesen sein. Der

http://rcin.org.pl

Selbsterhaltungstrieb verlangte die Wahrung des guten Rufes. Mit der Entfaltung der Societät kamen verschiedene Spiele in Schwung; im Laufe der Zeit wurden verschiedene Schlachten geschlagen; der Einzelne konnte öfters seine Überlegenheit beweisen. Mit Hilfe der Sprache wurden seine Thaten von den unmittelbaren Augenzeugen weiter erzählt, verbreitet, der Name des Betreffenden wurde weit bekannt. Der Held wurde bei Ausbruche eines neuen Krieges mit Macht ausgerüstet. Auf diese Weise wird durch den Ruhm fortwährend das Ehrgefühl geweckt. Abermals erbietet sich dadurch auch ein Mittel, die Gemüther zu beherrschen, unter Umständen auch factisch zur Macht und zur Herrschaft zu gelangen. So wird der sich entwickelnde Affect der Ehrsucht durch den dem Menschen von jeher eigenen Affect der Herrschsucht gekräftigt und unterstützt. Wie verbunden diese zwei Affecte miteinander sind, zeigen am besten die politischen Agitatoren und Demagogen.

Achtung und Ehrfurcht. Diese drücken zunächst die Anerkennung gebührender Ehre aus. Sie enthalten aber nicht blos ein Urtheil betreffs der Zuerkennung von Ehre sondern auch einen Affect mit der Empfindung von Unterordnung und Ergebenheit. Dieses Gefühl lernte der Mensch kennen, wie schon von anderer Seite richtig bemerkt wurde, durch das Vorhandensein einer patriarchalischen Regierungsform. Gehorsam und Unterordnung unter den Willen der Eltern zeigen die Thierjungen fast immer, was theils durch instinctive Erkenntniss der Wohlgeneigtheit Ersterer, theils durch das Machtgebot und die Überlegenheit der Eltern bedingt sein mag. Aus denselben Gründen hat thatsächlich der Mensch dem Familienoberhaupte sich gefügig gezeigt, noch bevor er das Motiv der Ehrschuldigkeit kannte und mit der „Ehrfurcht" wurde daher nur die alte Thatsache mit einem neuen Motive bereichert. Auf Tahiti, wo die Kinder sogleich nach der Geburt als Familienhäupter betrachtet werden, wird das Alter verspottet, und trotz der Liebe der Eltern zu ihren Kindern kümmern sich Letztere um die Eltern so gut wie gar nicht.

Was Ehrfurcht für den Lebenden, das bedeutet Pietät für den Verstorbenen. Daraus entwickelte sich der Ahnencul-

http://rcin.org.pl

tus. Pietät als ein dem Menschen ursprüngliches Grundgefühl hinzustellen, dazu fehlt jede Berechtigung.

Schamgefühl. Das Schamgefühl ist ein sehr mächtiger, Gemüth und Handlungsweise des Menschen stark beeinflussender Affect. In seinem höchsten Grade drückt derselbe die erlittene Kränkung aus, dass dem auf seine Ehre so viel haltenden Menschen der Vorwurf der Ehrlosigkeit ins Gesicht geschleudert wurde. Solche Bezeigungen von Verachtung rufen am stärksten diesen Affect hervor und können als die ursprüngliche Veranlassung zum Hervorrufen desselben bei dem auf einer gewissen Entwicklungsstufe*) angelangten Menschen gelten. Die „Naturvölker" legen nicht selten einige Kleidungsstücke blos zum Schmucke an, gehen aber meist nackt und kennen die Schamhaftigkeit nicht. Eine civilisirte Dame dagegen würde, durch Zufall im Negligeé überrascht, sehr beschämt dastehen; sich so zu zeigen ist gegen den Anstand und der Anstand ist die beste Schutzwehr gegenseitiger Ehrung. Unter Umständen, wo der Mensch nach seinem Besitz geschätzt wird, kann ein seine Vermögensverhältnisse Bergender durch eine unerwartete Belauschung tiefe Scham zeigen, da dadurch seine Ehre gefährdet werden könnte. Überhaupt wird man in allen Fällen, in denen der moderne Mensch Schamgefühl empfindet, nachweisen können, dass dabei die Ehre des Betreffenden entweder wirklich oder vermeintlich zu leiden, Gefahr lief. Dieser negative Charakter — Furcht vor Beraubung oder Schmälerung der Ehre — zeigt sich auch in der charakteristischen Mimik des Beschämten. Er wendet das Gesicht ab, senkt den Blick, um nicht seine

*) Darwin l. c. I. sagt: „Ich glaube, es kann kein Zweifel darüber herrschen, dass der Hund Scham empfinden kann, die sich von Furcht völlig unterscheidet". Loewis (cit. bei Brehm) berichtet über Äusserung von Schamgefühl bei einem gezähmten Luchsen, der beim Versuch, Enten zu fangen, von der Eisdecke ins Wasser stürzte. „Er kehrte hierauf mit gesenktem Haupte, Scham in jeder Bewegung zeigend, mitten durch die Wehrlosen zurück und verbarg sich auf viele Stunden an einem einsamen Ort." Mag sein, dass bei manchen Thieren die Verletzung ihrer Eitelkeit als eine Art Schamgefühl sich äussert, und ebenso wie Eitelkeit die Vorstufe des Stolzes und des Ehrgefühles ist, ebenso mag das Schamgefühl aus verletzter Eitelkeit dem viel mächtigeren Schamgefühl aus gekränktem Ehrgefühl vorangegangen sein; jedenfalls hat dasselbe nicht dieselbe Bedeutung für das Gemüth wie beim Menschen.

http://rcin.org.pl

Schande, nicht den Triumph des Anderen über sich anzusehen. Die dabei entstehende Röthung des Gesichtes ist keine ausschliessliche Eigenschaft des Schamgefühles, sondern einer stärkeren Emotion überhaupt an dem beim Ausdrücken von Emotionen am meisten betheiligten Körpertheil.

b) Hoffnung. Die süsse Hoffnung ist das Kind der bitteren Sorge. An wessen Herzen nicht die Sorge nagt, der hat keine Veranlassung sich mit Hoffnung zu berauschen. Der arme Besitzer eines Looses hofft unvergleichlich mehr, einen Treffer zu machen, als ein Wohlhabender. Die Hoffnung ist das Rettungsboot, das der Selbsterhaltungstrieb dem mit den Wellen des Lebens Ringenden darbietet. Ist es nun schwer direct den Grad der den Menschen belebenden Hoffnung zu bestimmen, so kann man indirect aus der Art der Sorge für die Zukunft denselben abschätzen. Die „Naturvölker" kennen die Sorge um eine fernere Zukunft nicht, nichts wird für dieselbe vorbereitet. Höchstens unmittelbar vor der bevorstehenden Unternehmung schleicht sich eine Besorgtheit ein. Es wird zur Opferschau geschritten, der Flug des Adlers beobachtet und Hoffnung daraus geschöpft. Weiter reicht ihr Gesichtskreis nicht. Mit der fortschreitenden Civilisation vermehren sich fortwährend die Sorgen um eine weite Zukunft und mehr und mehr verstrickt sich der Mensch in den Netzen der trügerischen Hoffnung.

c) Reue. „Blut ward vergossen schon in alter Zeit,
Ehe milde Satzung reinigte den Staat;
Ja auch hernach sind Morde genug geschehen,
Zu grässlich für das Ohr. Doch ehedem,
Wenn das Gehirn heraus war, starb der Mann,
Und damit gut; nun steh'n sie wieder auf
Mit zwanzig Todeswunden in dem Schädel."

Shakespeare (Macbet Act 3.)

Ein schreckliches, geradezu grauenhaftes Verbrechen für jeden halbwegs Civilisirten ist der Mord. Dieses Verbrechen wird bei den „Naturvölkern" begangen im Affect, in der Anwandlung einer Laune, mitunter mit rechter Überlegung und dabei keine Spur einer Reue. Beutezüge nach nicht weit entlegene Gebiete, wo noch dieselbe Sprache gesprochen wird; die bei einer solchen Gelegenheit verübten Mordthaten, die Entführung in die Gefangenschaft so mancher zarter, geliebter

http://rcin.org.pl

Kinder lastet auf dem Gewissen nicht.*) Reue als rasch vorübergehende Unlustempfindung mag ja auch damals dem Menschen nicht fremd gewesen sein. Ein schlecht angeschossenes Wild mag den Jäger gereut haben. Was aber die moralische Reue mit ihrer sich nicht legen wollenden Unruhe, mit ihren Qualen und Torturen in jedermanns Gewissen schuf, dies war die über dem Haupte des Verbrechers fortwährend hängende Strafe bei sonstiger einigermaassen bestehenden Sicherheit des Lebens gegen gewaltsamen Überfall. Auch bei den „Naturvölkern" wird von den Verwandten des Ermordeten an dem Mörder Blutrache geübt. Aber zu dieser Zeit war das Leben noch überhaupt nicht geschützt vor gewaltsamem Tode; bald drohte Gefahr von Seite eines Raubthieres, bald vom Überfalle eines benachbarten Stammes, bald wiederum von dem aufbrausenden, ungezügelten Affect eines Mitgliedes des eigenen Dorfes. Daher konnte die Furcht, aus Rache getödtet zu werden, nicht sehr wirksam sein; gerade so wie der normale, moderne Mensch nicht besonders geängstigt ist wegen der Möglichkeit von einer Krankheit überfallen und dahin gerafft zu werden. Was gewöhnlich, was das Loos aller ist, das erträgt man leicht. Noch mehr als die Furcht vor menschlicher Strafe war der Glaube an göttliche Strafe geeignet, die Reue zu einem tief empfundenen Affect zu gestalten. Drohte diese doch dem Verbrecher sowohl diesseits als auch noch nach dem Tode im Jenseits. Überhaupt je lauter und intensiver das Urtheil der Verdammniss in der Umgebung wegen eines Verbrechens wird, desto einschneidender wird das Bewusstsein der Schuld und deren Folgen für den Missethäter. Dies Bewusstsein der Schuld ist es, welches die Schatten der Todten aus den Gräbern bannt

*) Lubbock „Entstehung d. Civilis. p. 336 sagt: „In der That entsinne ich mich keines Beispieles, dass ein Wilder jemals ein Zeichen von Reue geäussert hat, auch kenne ich nur einen einzigen Bericht, in dem es heisst, dass ein Fidschianer, der seine Mutter zu tödten beabsichtigte, Herrn Hunt als Grund seines Vorhabens angab, „er thue es, weil es recht sei". — Waitz (l. c.) konnte nur ein Beispiel von Reue nach einem Bericht von Boilat bei einem Jolof, der nach Erschlagen seiner Frau eine bedeutende Ruhelosigkeit zeigte, aufweisen. Aber die Jolofs sind meist Mohammedaner.

http://rcin.org.pl

und mit Gespenstern die Phantasie des Mörders martert. In uralter Zeit, als nur Verwandtenmord als schweres Verbrechen galt, widerfuhr dies nur einem Orestes; in neuerer Zeit mit der schweren Verurtheilung jedweden Mordes ist es das Loos jeden Mörders.

Wie sehr nicht immer das Wesen der That, sondern die Furcht vor wirklicher oder vermeintlicher Strafe die Reue beeinflusst, zeigt am besten eine bei Waitz (l. c.) citirte Erzählung: „Ein Fidschihäuptling hatte einen Menschen, anstatt ihn zu opfern und aufzufressen, geschont; da erschien ihm der dadurch beleidigte Gott im Traume und quälte ihn bis zur Raserei."

Damit soll aber nur die historische Bedingung für die allgemeine Ausbreitung dieses Affectes wie seine Bedeutung für jedermann gegeben werden. Thatsächlich kann auch derjenige, der keine Strafe befürchtet, bittere Reue empfinden. Wenn ein Mensch von höheren Charakterzügen durch ein Vergehen im Affecte zur Überzeugung gelangt, dass seine eigene frühere Werthschätzung eine übertriebene war, so kann ihn diese Wahrnehmung trostlos und unglücklich machen. Schopenhauer („Grundlage der Moral") sagt: „Die Vorwürfe des Gewissens betreffen eigentlich und im Grunde das, was wir sind, als worüber unsere Thaten allein vollgiltiges Zeugniss ablegen, indem sie zu unserem Charakter sich verhalten wie die Symptome zur Krankheit." Beispiele von Äusserungen seiner Unzufriedenheit mit sich selbst auf analoge Weise sind im Leben nicht selten. Wie oft ruft man nicht, falls man sich an einen wohl bekannt sein sollenden Namen momentan nicht erinnern kann, in Zorn aus „du Esel!" und überhäuft sich selbst mit Schimpfnamen. (vgl. Spencer „Psychologie"). Aber gerade in moralischer Hinsicht würden solche Vorwürfe beim gewöhnlichen Menschen rasch verstummen.

Die Macht des Schuldbewusstseins führt Shakespeare in meisterhafter Weise vor Augen in König Richard dem Dritten und in der Charakterisirung der Lady Macbeth. Beider Streben ist darauf gerichtet, zur Herrschaft zu gelangen und in ihrer Machtüberlegenheit über andere sehen beide das Maass ihrer Werthschätzung. Lady Macbeth weist von sich jedes Reuegefühl „Unheilbares bleibe unbedacht. Geschehenes ist

http://rcin.org.pl

geschehen.“ Richard bleibt ungerührt, wo gemeine Henkersknechte in Thränen ausbrechen und Gewissensbisse empfinden. Und doch können es beide nicht verhindern, dass sie im Traume von den furchtbarsten Visionen gequält werden. „Hier riecht's noch immer nach Blut! Alle Wohlgerüche Arabiens versüssen nicht diese kleine Hand. Oh, oh!“ ruft dieselbe Lady im somnambulen Zustande aus, die früher ihrer Standhaftigkeit und Halsstarrigkeit durch den Ausspruch Ausdruck gab. “Ich habe gesäugt und weiss, wie süss die Liebe zu dem Säugling ist; und doch, indem er mich anlächelte, risse ich die Brüste ihm aus zahnlosem Mund und schlüge ihms Hirn aus, hätte ich es so geschworen.“

Man sieht also, wie tief begründet dieser Affect in der menschlichen Seele ist. So wenig die Civilisation den Racheaffect ganz zu unterdrücken im Stande war, so wenig wird der erst mit der Cultur zur Entfaltung gelangte Reueaffect aus der menschlichen Brust durch irgend welche Klügeleien verbannt werden. Ein jeder Affect, der in jeder menschlichen Seele Widerhall finden kann, wenn auch erst nach einer gewissen erfolgten Entwicklung, oder nach Erfülltsein gewisser geschichtlicher Bedingungen ist eine in der menschlichen Natur tief begründete und wenigstens unter denselben Bedingungen nothwendige Reaction derselben. Ein solcher Affect kann beschwichtigt, zeitweilig besiegt, nie aber beseitigt werden.

d) Das Gerechtigkeitsgefühl. Bei sehr vielen „Naturvölkern“ werden selbst schwere Verbrechen, von einem Individuum am Anderen begangen, nicht von der Gemeinschaft bestraft. Es ist die Sache des Beschädigten oder im Falle eines Mordes, seiner Verwandtschaft die zugefügte Kränkung zu rächen. Blutrache ist die verbindendste Pflicht jedes Familiengliedes; die Rache ist grausam, sofern nicht die Familie mittelst Geschenke ausgesöhnt wird. Die Gemeinde selbst straft anfangs blos solche Vergehen, die ihre Existenz zu untergraben geeignet sind, wie Verrath, Feigheit u. s. w., übt also auch nur Rache an ihrem Feind. Mit der Consolidirung des Staates übernimmt derselbe jede Bestrafung, da er die durch Familienfehden erzeugte Unruhe nicht dulden kann; auch dann sind die Strafen hart und grausam und haben nur die Be-

http://rcin.org.pl

deutung von Rache gegen den Störefried. Wie sehr auch eine vom Staate gehandhabte Bestrafung zum Motiv Rache haben kann, zeigen manche Spuren aus dem sonst so humanen mosaischen Gesetz. Diese Gesetzgebung, die scharf zwischen Todschlag und Mord unterscheidet, auf Letzteren ohne Berücksichtigung des Standes den Tod setzt, vor welchem keine Zuflucht zum Altar schützt, diese Gesetzgebung lässt (Deuteron XIX. 11, 12) die Vollziehung der Strafe vom Bluträcher vollführen. Eine andere Stelle besagt (Exodus XXI. 29, 30). „Wen jemand seinen, Menschen anfallenden Ochsen, trotz Warnung nicht überwacht, dann soll bei neuerlicher Tödtung eines Menschen der Ochs gesteinigt und sein Besitzer ebenfalls den Tod erleiden. Wird aber ein Lösegeld auferlegt, dann gebe er, so viel man von ihm verlangen wird." Es hat sich da eine alte bei „Naturvölkern" für Mord überhaupt bestehende Procedur erhalten „Tod, wenn keine Versöhnung," was nur vom Standpunkte der Rache, nicht aber der Gerechtigkeit begriffen werden kann. — Was das Strafrecht allmählig aus einer nothwendigen, abwehrenden Institution der Rache zu einer ethischen emporhebt, ist das sich allmählig damit mehr und mehr verbindende Billigkeitsgefühl, wodurch die Strafe dem Vergehen angepasst und nur so hart ausfällt, dass es ein Gegenmotiv gegen manche egoistische Triebe des Menschen abgeben kann. Spuren von Billigkeit besonders bei dem nicht am Streit Betheiligten findet man überall bei nicht Civilisirten, aber auch nur Spuren; anderen zugefügte Gewaltthaten entrüsten ihn nicht, aber als Schiedsrichter zwischen Streitenden angerufen, vermag er zu entscheiden nach einem Billigkeitsurtheil. Bei den Negern an der Goldküste betreffen die Rechtsbestimmungen Streitigkeiten wegen des Kaufpreises der Frau und denen zufolge der Vater bei Unfruchtbarkeit seiner verheiratheten Tochter den Kaufpreis zurückzugeben hat. Stellt man sich auf ihren Standpunkt, dass das Weib Gegenstand eines Kaufes sein könne und dass ihr Zweck das Gebären von Kindern sei, so ist diese Bestimmung von Billigkeit dictirt. Mit der fortschreitenden Entwicklung mehrten sich und wurden zugleich complicirter die Streitigkeiten über Mein und Dein und immer mehr wurde dabei das Billigkeits-Urtheil des Unbetheiligten in An-

http://rcin.org.pl

spruch genommen. Zugleich machte sich der Mensch immer mehr und mehr von der Natur unabhängig, es mehrte sich seine Productivität und damit sein mit dem Schweisse seines Angesichtes erworbener Besitz. Diesem Menschen musste nun zum eigenen Schutz sehr daran gelegen sein, dass niemand von seinen Mitbürgern um die Frucht seiner Arbeit komme, dass jeder billig das Seinige behalte. Jetzt sprach nicht mehr der unbetheiligte Schiedsrichter allein, jetzt verlangten alle am Streite unbetheiligten Mitbürger eine Entscheidung nach Billigkeit; unbilliges, gewaltthätiges Verfahren entrüstete sie, es bestand Recht*).

Der Ausspruch „Billigkeit ist Sache des Privaten, Recht das des Staates" ist kein Beweis, dass Billigkeit dem Rechte nicht als ethische Grundlage dient. Dazu folgendes Beispiel. Der, welcher sein Vermögen selbst verwaltet, wo Beschlussfassung und Executive vereinigt bleiben, braucht keiner Statuten, er verfährt nach jedesmaligem Gutbefinden; ein Bankhaus, bei dem Actionär und Verwalter getrennt sind, macht die Bindung an Statuten nothwendig und nur das, was beim Entwerfen Letzterer für gut befunden wurde, nicht aber das jedesmalige Gutbefinden dient als Richtschnur. Billigkeit soll jeder Rechtsatzung zu Grunde liegen — sonst ist sie nur ein Gewaltakt — aber das einmal bestehende Gesetz muss vom Richter in seiner Fassung gehandhabt werden. So verlangt es die höhere Billigkeit gegen die Gesammtheit, die nicht jeden Augenblick neue Gesetze erlassen kann. Am nächsten kommt dieser Auffassung Schopenhauer (l. c.). Er führt die Tugend der Gerechtigkeit auf Mitleid zurück, er bemerkt aber dazu. „Dass die Billigkeit der Feind der Gerechtigkeit ist und ihr oft gröblich zusetzt. Der Deutsche ist ein Freund der Billigkeit, der Engländer hält es mit der Gerechtigkeit". Abermals eine Verwechslung zwischen der einmal zu Grunde gelegten Billigkeit und ihrer beliebigen jedesmaligen Anwendung. Der Engländer ist, da er Constitution und geordnete Verwaltung schon länger besitzt als der Deutsche

*) Im Rechte als einer nothwendigen Institution behufs Aufrechthaltung einer gewissen Gesellschaftsordnung ist es die Billigkeit, welche aus einer Nothwehr ein göttliches Attribut machte.

http://rcin.org.pl

mehr disciplinirt, er ist mehr gezüchtet, um sein jedesmaliges Gutdünken dem von der Gesammtheit in dem Gesetze Ausdruck gegebenen unterzuordnen. Mitleid, kann man auch nicht mit dem Reichen, dem ein kleiner Schaden zugefügt wurde, empfinden; so wenig man mit einem Menschen Mitleid haben kann, weil er einen leichten Nadelstich erhielt. Die Billigkeit hält davon ab, auch nur einen Nadelstich jemand zu versetzen, dieselbe verlangt auch, dass niemand der geringste Verlust zugefügt werde.

IV.

Bezüglich des Vergleiches und der Gegenüberstellung der Emotionen des Menschen mit denen des Thieres machen sich noch immer zwei schroff einander gegenüberstehende Anschauungsweisen geltend. Die Einen möchten im Menschen ein Wesen eigener Art erblicken und durch eine unüberbrückbare Kluft ihn vom Rest der Schöpfung getrennt wissen. Die Anderen wollen alles und jedes menschlicher Regungen schon im Thiere fertig vorfinden. Im Vorhergehenden konnte nun allerdings nachgewiesen werden, dass eine Reihe von Affecten der Mensch mit dem Thier gemeinschaftlich habe und dass dieselben wahrscheinlich dem Menschengeschlecht schon zu einer Zeit zukamen, als dasselbe sich kaum intelektuell über die jetzt lebenden Affenarten erhob. Es befanden sich darunter egoistische wie altruistische oder sowohl auf das Individuum als auch vorzüglich auf die Gattung sich erstreckende Affecte. Andere Emotionen aber mussten als zuerst vom Menschen im Laufe seiner culturellen Entwicklung erworben bezeichnet werden. Damit ist aber dem Menschen keineswegs irgend eine principiell abgesonderte Stellung zuerkannt. Ein winziger Keim, der das Aufkommen solcher Emotionen beim Menschen ermöglichte, kann auch dem Thiere nicht abgesprochen werden, ohne dass man aber darum vom Vorhandensein dieser Affecte beim Thier reden könnte. Die durch die Kultur neugeschaffenen Verhältnisse und die Erweiterung des geistigen Horizontes entfalteten beim Menschen aus diesen unansehnlichen, belanglosen Keimen mächtige Emo-

http://rcin.org.pl

tionen und schufen auf dem Boden alter, thierischer Affecte neue von ganz anderer Bedeutung. Nicht an sich ist das Gemüth des Menschen verschieden von dem des Thieres, sondern durch die grössere Fortbildungsfähigkeit des Menschen bekam sein Gemüth einen reicheren Inhalt. So entwickelt sich aus der thierischen Eitelkeit das menschliche Ehrgefühl. Eitel ist jeder Mensch selbst das Musterbild der Bescheidenheit nicht ausgenommen; allerdings ist es jeder auf seine Weise: der Eine wegen seiner Schönheit, der Andere wegen irgend einer anderen physischen oder geistigen Eigenschaft. Ehrgefühl ist dagegen bei Völkern auf niederer Culturstufe nur bei den Häuptlingen und Adel zu bemerken; der Volksmasse ist dieses Gefühl noch fremd. Falstaff belächelt die Ehre „Ehre ist nichts als ein gemalter Schild beim Leichenzuge" (Shakespeare), ist aber dabei auf seinen Witz u. s. w. eitel. Eitelkeit ist eine egoistische Emotion; für Ehre bringt mancher sein Leben bereitwillig als Opfer dar. Letztere Fähigkeit wird schwerlich jemand dem Thiere zuschreiben wollen und man kann daher mit Recht beim Thier von Eitelkeit, nicht aber von Ehrgefühl sprechen.

Ebensowenig wird man, wenn der Hund beim zu Tische Decken ein Erwarten verräth oder wenn ein Raubthier beim Verfehlen seines Opfers eine Spur von Unzufriedenheit und Bedauern zeigt, von Hoffnung und Reue beim Thiere reden. Diese Regungen in der Thierseele sind wie die Vibrationen sehr schlaff gespannter Saiten, auf deren Anschlagen ein leichtes Erzittern, nie aber ein irgend wie hörbarer Ton erfolgt; in der menschlichen Seele bedeuten sie Wiederbelebung und Vernichtung.

In den vorhergehenden Auseinandersetzungen wurden manche Affecte so behandelt, als würden dieselben selbständig und unabhängig von allen übrigen Emotionen sein. Es geschah dies zum Zwecke der Vereinfachung beim Nachforschen nach der ersten Quelle, aus welcher diese oder jene Emotion ihren Anfang nahm. Thatsächlich giebt es einen allein stehenden Affect nicht und die im Laufe der culturellen Entwicklung erworbenen Affecte erhielten einen nicht zu unter-

http://rcin.org.pl

schätzenden Succurs in der Mitwirkung der dem Menschen ursprünglich eigenen Affecte. So ist der Antheil der Eitelkeit an der Entfaltung der Emotion der Hoffnung kein geringer. Die Eitelkeit ist es, die jeden glauben macht, durch seinen Verstand und durch seine Leistungen allen übrigen den Vorrang abgewinnen zu können. Eitelkeit ist es, wenn der Mensch in seiner Hoffnung im Wettstreit mit Anderen unter ungefähr gleichen Bedingungen von der Vorsehung ein besonderes Erhören seines Wunsches erwartet. Auch in der Reue ist es die Eitelkeit, welche derselben den bittersten Beigeschmack verleiht und dieselbe ganz unversüssbar macht. Strafen, Höllenpein, ewige Qualen wären weniger unerträglich, fehlte dabei das Bewusstsein der Selbstverschuldung. „Geschehen ist geschehen und mit Nothwendigkeit geschehen" ist kein Balsam für eine solche Wunde. Denn mit eben solcher Nothwendigkeit muss der Mensch als ein sich seiner selbst klar bewusstes und mit Intelligenz begabtes Wesen seinem Sein einen Werth ertheilen, was aber durch das Schuldbewusstsein verhindert wird.

http://rcin.org.pl

http://rcin.org.pl

II.

Gedanken über Ethik.

http://rcin.org.pl

http://rcin.org.pl

I.

Ethik im weiteren Sinne umfasst die Lehre von der Sitte überhaupt, im engeren Sinne nur die der Sittlichkeit und in letzterer Bedeutung soll dieselbe hier aufgefasst werden. Wiewohl also hier die Sitte gar nicht Gegenstand einer Betrachtung ist, möge doch folgende Bemerkung platzfinden. Die Sitte war nicht nur einst, wie von manchen Schriftstellern geglaubt wird, sondern ist vielmehr ebenso jetzt eine zwar oft nicht rasselnde darum aber nicht weniger fest bindende Fessel. Den Holzpflock, der dem Wilden die Nase oder Lippe zerfetzte, empfinden wir als sehr lästig; die dornigen Auswüchse unserer Sitten bezüglich vieler vermeintlichen Bedürfnisse, welche das Herz von so manchem Menschen zerfleischen, würde eine unter anderen Verhältnissen lebende Menschheit als thörichte, freiwillig zugefügte Qual bezeichnen. Aber nicht nur knechtet die Sitte, ohne dass man es wahrnimmt, auch wissentlich wird ihr nicht selten der Vorrang vor der Sittlichkeit eingeräumt. Dazu folgendes drastische Beispiel. Der beste und edelste Mensch, der nur die eine Passion hat, im Hochsommer in einer Grossstadt ohne Rock mit blossen Hemdärmeln auszugehen, wird bald Gegenstand allgemeiner Belustigung sein, der Umgang mit ihm wird selbst von dem besser Denkenden gemieden werden. Dagegen kann ein notorisch niedriger Charakter, der auch vor einer Betrügerei, sofern ihn der Arm der Gerechtigkeit nicht erreichen kann, nicht zurückschrickt, in Gesellschaft sehr gerne gesehen sein. Jener verging sich gegen die Sitte, Letzterer gegen die Sittlichkeit.

Das Urtheil über die Sittlichkeit eines Charakters mithin über die Tadellosigkeit seines Lebenswandels lautet bei demselben Volke und unter denselben Umständen verschieden, je

http://rcin.org.pl

nach dem Standpunkte des Beurtheilenden. Der Polizei-Commissär stellt jedem, der nicht bestraft und der Behörde nicht verdächtig ist, ein Moralitäts-Zeugniss aus. Der Schullehrer bezeichnet jedes Kind, welches ihm nicht zusetzt und über welches keine Klagen einlaufen, als moralisch. Die Gemeinde und der Staat schätzen den Menschen nach dem effectiven Nutzen, den er ihnen gewährte; sie beurtheilen die Uneigennützigkeit des Menschen nach dem Maasstab ihres krassesten Eigennutzes. Nicht minder verschieden sind die ethischen Werthschätzungen der Philosophen; jeder von ihnen möchte sein idealisirtes und recht aufgeputztes Wesen zum Canon für die gesammte Menschheit und für alle Zeiten hinstellen.

Entgegen der Gepflogenheit unseres Börsenzeitalters soll in dieser Untersuchung weder die erste noch die wichtigste Frage dahin gerichtet sein, für diese oder jene Handlung einen Werth zu verlangen. Wichtiger und vor allem zu constatiren ist es, inwiefern es ein natürliches Problem der Ethik gebe. Nimmt man nämlich nicht jede nackte Thatsache als baare Münze hin und ist man nur einigermaassen bestrebt, die zu Grunde liegenden Motive zu analysiren, so wird so manche anscheinende Hochherzigkeit sich in ihr leeres Nichts verwandeln und so mancher Charakterzug seines Zaubers beraubt werden. Um nicht den ganzen Haufen skeptischer Grübeleien von neuem aufzuwühlen, sei nur auf Schopenhauer und Nietzsche hingewiesen, welche manche Scheintugend mit Recht ihrer Maske zu entkleiden verstanden. Trotzdem sah sich Schopenhauer gezwungen, das Vorhandensein selbstloser, das Wohl anderer bezweckender Regungen beim Menschen anzuerkennen. Dies hat auch niemand geleugnet. Selbst diejenigen, die im Wesen der Tugend nichts als einen zur Schau getragenen Schein erblicken, gestehen zu, dass aufrichtig gemeinte, nichtegoistische Empfindungen nicht selten sind; der Mensch solle sich in seine Scheinrolle so hineinleben, dass der Schein zur Wirklichkeit werde. Diese Klügelei war nur deshalb möglich, weil man nicht darauf bedacht war, dass die Grundzüge menschlicher Ethik seine ersten Anfänge schon im Thierreiche finden, gerade so, wie der Verstand und die Affecte sich weniger oder

http://rcin.org.pl

mehr am Thiere manifestiren. Mehrere Thiergattungen kennen das Gefühl von Mitleid, obwohl sie früher nie Comödie gespielt haben. Höher entwickelte Thiergattungen zeigen sich nicht nur, wie auch niedere, beflissen um die Pflege der Brut, sondern es geschieht dies, sofern diese Thiergattung überhaupt Emotionen äussert, mit Affect. Das Mutterthier, bei in Familie lebenden Thieren auch der Vater, liebt die Jungen; jede letzteren drohende Gefahr ängstigt das Mutterherz und während sie sonst häufig in richtiger Abschätzung der Gefahr ihren Schutz in der Flucht sucht, hält sie jetzt stand und kämpft auf Leben und Tod um die Vertheidigung ihres Nestes. Diese Aufopferungsfähigkeit zeigt am besten, wie sehr Mutter und Kind verwachsen sind, wie sehr Wohl und Wehe des Letzteren von Ersterer mitempfunden wird. Sagt schon Schopenhauer vom Mitleid „Wir sehen die Scheidewand, welche Wesen von Wesen durchaus trennt, aufgehoben und das Nicht-Ich gewissermaassen zum Ich geworden" so gilt dies umso mehr von der Verkettung zwischen Ascendenten und Descendenten. Die auf diese Weise gewonnene Grundlage verdient den Namen einer „natürlichen", da sie auf regelmässig sich wiederholenden und nicht nur dem Menschen eigenthümlichen Thatsachen beruht. Da wird wohl mancher mit dem Vorwurf bei der Hand sein, wie sollte denn bei der Naturordnung, wo ein lebendes Wesen dem Anderen auflauert, wo Raub und Mord das Tageshandwerk bilden, wo ein Leben ein vom ersten besten aufgestörter Traum ist, wie sollte also da von einem verbreiteten, natürlichen, ethischen Princip die Rede sein. Und dieser Vorwurf wäre auch ein vernichtender, wollte man zum ethischen Problem eine ethische Tendenz annehmen. Diese Welt im Lichte eines ethischen Zieles wäre eher eine lästerliche Caricatur denn ein bewundernswerthes Factum. Thatsächlich ist „Zweck" eine menschliche Vorstellung für vorgenommene Handlungen; in der Natur sind Zwecke nicht bekannt. Wohl aber gewährt die gesammte, den Menschen umgebende Natur die Äusserung von Kraft. Jede Materie birgt in sich Kraft, dieselbe kommt aber erst bei gegenseitiger Einwirkung verschiedener Theile derselben für den Menschen zum Vorschein und rufen dann die bekannten, herrlichen und gewaltigen Naturphäno-

http://rcin.org.pl

mene hervor. Jedes organisirte Wesen äussert fortwährend Kraft, diejenige Kraft nämlich, wodurch seine Theile zu einem lebenden Ganzen zusammengehalten werden. Ausser der zur Selbsterhaltung nöthigen Kraft äussert sich solche beim Thier in der Pflege der Nachkommenschaft sei es instinctiv, sei es mehr wissentlich betont von Affecten. Das Individuum, eine anscheinend in sich abgeschlossene Welt, handelt als Glied einer langen Entwicklungskette und dies mit umso grösserer Entfaltung von Kraft, als es deren factisch besitzt. So wie es eigenes Wohl und Wehe lebhafter zu empfinden und energischer darauf zu reagiren im Stande ist, wird auch die Pflege der Brut, die auf niederer Stufe maschinenmässig vor sich ging, von möglichst lebhaften, das eigene Wesen betreffenden gleichen, Empfindungen begleitet. Ausser dem Aufwand an Kraft zur Erhaltung der directen Nachkommenschaft findet sich bei manchen Thiergattungen eine solche als Ausdruck von Mitleid auch gegen ferner stehende Individuen derselben oder auch nahestehender Arten. Diese Züge, die man nur deshalb beim Thiere nicht als ethisch bezeichnet, weil man unter einer ethischen Handlung eine mehr das Individuum auszeichnende und nicht der ganzen Gattung gleichmässig zukommende versteht, bilden die natürliche, nichtgeschmückte Ethik des gewöhnlichen Menschen.

Das Mitleid, das der Mensch ursprünglich kannte und noch jetzt überwiegend übt, wird ebenso wie das thierische, hauptsächlich mit dem Schwächeren empfunden. Derselbe Mensch, der selbst mit reinster Absicht beträchtliche Summen für Nothleidende und Ruinirte spendet, macht sich daraus kein Gewissen, Gleichgestellte oder sonst Wohlhabende, falls seine Pläne es erheischen, an den Bettelstab zu bringen. So mancher Mildthätige ist in seiner Concurrenz, in seinen Speculationen, in seiner Herrschsucht ganz rücksichtslos; alles, was ihm in den Weg tritt, wird vernichtet und zu Boden geworfen. Es ist daher eine Verkennung der Natur des Alltagsmenschen, wenn manche Ethiker meinen, dass mit der fortschreitenden Fähigkeit, fremdes Leid sich vorzustellen, auch das Mitleid bis zur Vermeidung oder sogar Abhaltung jedweder Kränkung vom Mitmenschen gedeihen müsste. Trotzdem oder viel-

http://rcin.org.pl

leicht richtiger eben darum weil man den Schmerz, den der abgedrückte Pfeil verursacht, wohl kennt, wird derselbe geschleudert; allerdings nicht mit plumper Hand, sondern ganz fein, fast unsichtbar-gerade ins Herz. So ist der Mensch wie er lebt und webt; so wird er auch sein, nicht nur so lange ihn die Habsucht beherrscht, sondern so lange überhaupt ein Wettstreit mit einem Nebenbuhler auszufechten, kurz so lange er Mensch bleibt.

Es wäre dies aber ein arges Pamphlet, sollte hier behauptet werden, dass natürliche, menschliche Moral nicht weiter reicht und dass alles übrige nur aufgetragene Schminke ist. Kinderliebe und Züge von Mitleid im angedeuteten Umfange bilden den Grundstock natürlicher Ethik und sind mehr oder weniger Eigenschaft der Gattung. Der Mensch ist aber ein im hohen Grade der individuellen Entwicklung fähiges Wesen. Einzelne und nicht selten ganze Völker können vermöge der ihnen eigenen Reflexion tief unter das Thier sinken. Der unter den Polynesiern, Melanesiern und Australiern herrschende Cannibalismus mit allen seinen widernatürlichen*)

*) Im Thierreich kommt Cannibalismus d. i. das Fressen vom Thier derselben Art nicht selten vor. Viele Katzen müssen ihre Brut unter Umständen auch gegen den eigenen Vater schützen, weil dieser die blinden Jungen ohne weiters auffrisst. Die Edelmardermutter frisst in der Gefangenschaft selbst ihre Jungen gleich nach der Geburt auf. Am ärgsten treibt es der Habicht in der Gefangenschaft. Spinnen greifen einander an und die Besiegte wird verzehrt. Von einer Mordraupe ist sogar berichtet, dass sie ihre eigenen, ihr vorgeworfenen Eingeweide noch frass. Nichtdestoweniger ist Cannibalismus beim Menschen als unnatürlich zu bezeichnen. Die früher angeführten Thiere sind nämlich alle Raubthiere; der Mensch dagegen im Naturzustand dürfte nach Analogie mit den anthropomorphen Affen hauptsächlich Pflanzenfresser gewesen sein und mag nur gelegentlich ein kleineres Thier verzehrt haben. Brehm sagt von den Affen: „Die Liebe, welche alle Affen gegen ihresgleichen bethätigen, spricht für ihr tiefes Gemüth. Sehr viele Thiere verlassen die Kranken ihres Verbandes, einige tödten, andere fressen sie sogar: die Affen versuchen selbst ihre Todten wegzuschleppen.“ Nur von einem Saguin ist ein einziges mal beobachtet worden, dass die Mutter eines von drei geborenen Jungen tödtete durch Abbeissen des Kopfes, welchen sie dann frass. (Die übrigen zwei säugte und pflegte sie). Die meisten Völker üben Cannibalismus nur an Gefangenen aus Rache. Damit der Mensch seinen Feind nicht blos erschlage, sondern auch verzehre, musste er schon eine lebhafte Phantasie besessen haben.

http://rcin.org.pl

Gräulen legt davon trauriges Zeugniss ab. Es ist dies umso betrübender, als sich hierin zeigt, wie schon frühzeitig der Mensch darin Meister war, für seine bestialischsten Ausartungen in seinen schönsten, ihm heiligsten Empfindungen Complissen zu finden; der Cannibalismus ist nicht nur Thatsache, sondern sogar religiöse*) Pflicht. Aber ebenso wie der Mensch dem Thiere nachstehen kann, ist er auch im Stande vermöge seiner höheren Geistesgaben mit Entfaltung von mehr Kraft seine Zusammengehörigkeit mit seinen Nebenmenschen zu bethätigen. Als sociales Wesen war wohl der Mensch von jeher seiner Societät anhänglich, er zog mit zum Angriff und stellte sich zur Vertheidigung derselben. Dies dictirte ihm schon sein Egoismus. Beim Angriff erwartete er Beute und zur Vertheidigung musste er zum Schutz seiner eigenen Person beitragen. Doch zeigen mehrfache Beispiele auch der Geschichte des Alterthums, dass trotz Sicherstellung der Habe und der persönlichen Freiheit selbst grosse Massen mit Todesverachtung zu den Waffen griffen aus Liebe zu ihrem Vaterlande und zu ihrer Nation. Nicht selten sieht man auch in unseren Tagen einen Sturm durch die Bevölkerung eines von einem anderen Staate beleidigten Landes ziehen. Greise und Greisinnen, die das Fieberstadium der heissblütigen Jugend längst hinter sich haben, deren Lebensschlagader noch einzig das Wohl ihrer Nachkommenschaft ist, verlangen mit Sehnsucht das Vergiessen wenn auch ihres eigenen Blutes. Die Stimme des Vaterlandes und der Nation, denen Demüthigung droht, übertönt die mächtige, natürliche Stimme des Mutterherzens, mit dessen jeder Faser sie doch wie mit Ketten an ihren Kindern hängt. Nicht nur Ascendent mit Descendenten sondern überhaupt der Mensch mit dem Nebenmenschen ist

*) Jeder Mensch trägt seinen Gott in seinem Herzen. Sogar bei einer positiven, modernen Religion ist „Gott" das Spiegelbild des eigenen Wesens jedes Einzelnen. Religiöse Handlungen sind auch nicht weniger-sofern sie systematisch eine ausgedehnte Anwendung finden-ein Ausdruck der sittlichen Gutheissung. Wenn man daher sagt, dass dieser Cannibalismus, wie er bei den Papuas oder in Süd-Australien, wo man selbst Freunde und Angehörige frass, im Gebrauche war, religiösen Ursprungs sei und dass es sich ebenso mit dem ausgebreiteten Kindermord in Polynesien und auf den Fidschi-Inseln verhalte, ist damit gar keine Beschönigung der Thatsache gewonnen.

http://rcin.org.pl

eng verkettet; je höher seine Gemüthsgaben, mit desto mehr Liebe kann er seine Societät in seinem Herzen einschliessen und im gegebenen Falle uneigennützig seine Kraft für dieselbe entfalten.

Seine Nation zu ehren, bis zu einem gewissen Grade zu lieben und als Ausdruck dieser Anhänglichkeit das eine oder andere Mal für dieselbe grosse Opfer zu bringen oder sogar sein eigenes Leben aufs Spiel zu setzen, dazu kann der Mensch noch häufig genug die Kraft aufbieten. Für sein Volk und sein Vaterland aus Liebe fortwährend zu leben, ist gewiss eine viel seltenere Tugend, als gewöhnlich geglaubt wird. Am wenigstens sind es diejenigen, die es zu sein vorgeben. Dies ist vielmehr die Tugend des Einzelnen. Während nämlich die Äusserung physischer Kraft beim Löwen oder Tiger eines gewissen Alters unter gleichen Bedingungen ungefähr dieselbe ist, schwankt die beim Menschen in Form von Denken und Gemüthsemotionen zum Vorscheine kommende Kraft in der erheblichsten Weise. Etwas neues zu bemerken, einen originellen Gedanken zu haben, ist nicht Sache jedermanns. Der Einzelne, der Ausgewählte ist es, der die wunderbare Kraft hervorbringt, der die Geheimnisse des Geschehens lüftet. Wenigstenst aber können seine Entdeckungen nachher einem sehr weiten Kreise zugänglich gemacht werden; dass z. B. Athmung ein Verbrennungsprocess ist, ist eine geistreiche und originelle Entdeckung von Lavoisier, die als wissenschaftlich constatirte Thatsache auch minder Gebildeten mit einigem Verständniss geläufig ist. Gedanken lassen sich in Worten ausdrücken, Entdeckungen können durch bekannte Thatsachen fasslich gemacht werden. Für das Gemüth dagegen ist eine Sprache noch nicht erfunden. Das Innere eines Menschen ist für den Anderen eine fremde Welt. Daher bleibt dieser Einzelne, der als Träger der merkwürdigsten und auffallendsten Kraft in seinem individuellen Sein eine ganze Welt einschliesst, für die Mitmenschen ein lebendes Räthsel. Eine ethische Sentenz im Munde aller verbreitet, wird zu einer mumificirten Phrase, die längst das Leben ausgehaucht hat. Je mehr dieselbe im Munde geführt, desto weniger wird sie im Herzen betont. Aussprüche, wie „Besser Unrecht leiden, als Unrecht thun“ Platos oder „Dies ist das Leben, nicht für sich zu le-

http://rcin.org.pl

ben blos“ von Menander etc. sind Monumente einstiger gigantischer Kraftäusserung in wohlfeiler Druckerschwärze und daher für jedermanns Naschhaftigkeit zugänglich ausgeführt. Sie bleiben, weil nicht empfunden, unerfunden.

Einzelne nur sind es, die in ihrem Herzen häufig oder fortwährend eine Quelle für Billigkeit und Gerechtigkeit besitzen. Einzelne nur, die in jedem Menschen aus innerer Überzeugung und mit aufrichtigem Herzen ein verbrüdertes Wesen erblicken und dessen Wohl wünschen. Dies sind mit überschwänglicher Kraft ausgerüstete Wesen, die weil sie göttliche Kraft besitzen, dieselbe auch entfalten müssen. Der Pflanzenkeim, der auf gedeihlichen Boden fällt, muss, falls seine Wachsthumsbedingungen erfüllt sind, sich zu dieser oder jener Pflanze entwickeln und der aufgeschossene Baum mit Nothwendigkeit diese oder jene labenden und erquickenden Früchte spenden. Auch die als Keim im Individuum geborgene Kraft muss nothwendig, falls sich die Bedingungen für dessen Entwicklung einfinden, sich entfalten und bethätigen. Und so wenig das Individuum sich den Besitz einer solchen Kraft als Verdienst anrechnen darf, so wenig kann er deshalb Gegenstand von Lobeserhebungen werden. Wohl aber kann und wird der Naturforscher und Denker in ihm das merkwürdigste Naturphänomen bewundern. Erfreut die Farbenpracht der Rose, die Herrlichkeit mancher Naturphänomene das Auge jedes Naturfreundes, zu umso grösserer Bewunderung muss ihn diese allerherrlichste Erscheinung hinreissen. Nehr kann, wenigstens der Naturforscher, nicht. Selbst für eine absolute Werthschätzung natürlicher Ethik fehlt jede sichere Basis. Kann man auch der Entfaltung von mehr Kraft mehr Bewunderung zollen und wächst auch oft mit der Grösse des umfassten Kreises das Ausmaass an Kraft, so ist dies doch nicht immer der Fall. Das wahrhaft grosse, erhabene Individuum wiegt nach Nietzsche mehr als Millionen von Pygmäen, die ihr Leben mit erbärmlichen Kleinigkeiten verbringen. Würde nun auch eine vollkommene Gleichheit des Menschen keine Utopie sein, würde sie dessen Glückseligkeit begründen, zugleich aber vielleicht das ganze Geschlecht in eine Heerde zufriedener Schafe umwandeln. Dann würde es schwer fallen zu behaupten, dass derjenige, der das Glück aller wünscht, mehr Kraft entfalte,

http://rcin.org.pl

als derjenige, welcher auf dem mit Leiden und Sorgen gedüngten Boden grosse, phönomenale Individuen „Collectivmenschen“ Nietzsches, grossziehen will. Jeder Versuch zu einer absoluten Werthschätzung natürlicher Ethik ist eine Anmaassung und eines Philosophen ebenso wenig würdig, als wenn sich der Botaniker ernstlich damit beschäftigen würde, für jeden Fruchtbaum eine eigene absolute Werthschätzung anzugeben.

Ist auch die natürliche Ethik des einen Menschen für den Staat meist von Nutzen, so ist sie darum noch nicht mit dem Utilitarismus identisch. Natürliche Ethik hört nicht auf es zu sein, selbst wo sie für die Societät schädlich ist. Eine Mutter, die ihren Sohn wegen eines einmal im Affecte begangenen Verbrechens aus innigster Liebe mit Hintansetzung oder directer Aufopferung des eigenen Wohles vor der Behörde birgt, handelt gewiss nicht zum Nutzen der Gesammtheit, trotzdem kann man ihr — mag dies Geständniss uns auch schwer fallen — natürliche Ethik nicht absprechen. Einen Werth allerdings zu notiren für eine Action, die anstatt Gewinnste Nachtheile bringt, fällt dem alles Kapital nach Zinsen Schätzenden schwer. Für den Naturforscher aber muss jede Handlung als eine Art geologischer Formation und demgemäss als Denkstein vorausgegangener Kraftäusserung angesehen werden und kann, muss sogar trotz eminentester Schädlichkeit sein Interesse fesseln.

II.

Die natürliche Ethik ist gleichsam eine auf ureigenem Boden wachsende, reichlich mit Sonnenstrahlen genährte Pflanze. Natürliche Ethik ist Fleisch und Blut und deren Stimme kann manchmal, unter Umständen häufig übertönt werden, hört aber darum noch nicht auf, überhaupt als Motiv zu wirken. Die Polynesier und Australier, die so häufig gegen die Gesetze der Natur taub sind, bei denen Kindermord ein alltägliches Ereigniss ist, kennen Zärtlichkeit und Liebe gegenüber den am Leben erhaltenen Kindern. Die unnatürliche Verwilderung in Folge eines ausschweifenden Cannibalis-

http://rcin.org.pl

mus bei manchen von diesen Völkern war nicht*) im Stande, bei ihnen jedes Gefühl von Mitleid zu ertödten. Aber vieles von dem, was unter dem ethischen Deckmantel zu Markte gebracht wird, ist ganz abgesehen von der Verstellung, wo Humanität, Patriotismus etc. als Maske für die kleinlichsten Interessen eines elenden Daseins hinhalten, hinfälliges und welkes Treibhaus-Gewächs. Nachahmen, nachäffen nämlich ist ein prägnanter Zug im menschlichen Charakter und im Banne der Gewohnheit fühlt sich der Mensch am besten. Durch Beispiel und Gewohnheit lässt sich der Mensch in einem kaum minderen Grade als unsere Hausthiere züchten und zähmen. Bei sehr vielen Völkern zu den verschiedensten Zeiten wurden grosse Massen von einer geringen Anzahl geknechtet, ohne dass es den Ersteren in den Sinn kam, sich über ihr Loos zu beklagen oder dasselbe als ungerecht zu bezeichnen. Nicht selten sieht man, dass solche Geknechteten, falls der auf ihnen lastende Druck kein übermässiger ist, ihre Lage aus Gewohnheit lieb gewinnen. Was die Macht des Beispieles als solches vermag, dürfte am besten folgendes, von einem hervorragenden Kinderarzt mitgetheiltes Factum zeigen. Derselbe pflegte cariöse Processe der Wirbelsäule bei Kindern mit absoluter Ruhe im Bette durch mehrere Monate zu behandeln. Man stelle sich vor, bemerkte er dazu, wie schwer es sein möge, von einem Kinde die Vermeidung jedweder Bewegung durch einen so langen Zeitraum zu verlangen; nichtdestoweniger erreiche er dies mit Leichtigkeit in seiner Anstalt durch die Wirkung des Beispieles anderer ruhig darliegender Kinder. Durch Beispiel wird überhaupt der Mensch folgsamer und lenksamer. Von Alters her suchte der Feldherr durch Aufzählen der Thaten der Ahnen den Muth seiner Krieger anzufachen und das Blut floss dann reichlicher für das Vaterland. Da wurde durch das Beispiel eine Idee geweckt. Der glühende Funke der Vaterlandsliebe wurde durch die wachgerufene Vergleichung der eigenen Werthschätzung mit der der Vorfahren in eine verzehrende Flamme verwan-

*) Wilhelmi (cit. bei Waitz) l. c. fand die Australier bisweilen sogar weichherzig und sah sie in Thränen ausbrechen bei den Leiden eines Anderen.

http://rcin.org.pl

delt; Spannkraft wurde zu lebendiger Kraft. Dies geschieht aber nicht immer. Beispiel und Gewohnheit, nicht selten mit Zuhilfenahme von Furcht vor etwaiger Bestrafung sind häufig Mittel für eine blosse Dressur und Zähmung des Menschen. Für den Staat, besonders für den grösseren, modernen ist es von dem grössten Belang, dass seine Functionäre an Regelmässigkeit und Ordnung gewöhnt sind. Nicht weniger verlangt auch das private, moderne Leben präcises, pünktliches Verhalten. Es bedurfte grosser Zeitabschnitte*) bis der Mensch sich an diese fast maschinenmässige Regelmässigkeit anpassen konnte. Generationen mussten aussterben, damit der Säugling mit der Muttermilch schon einen festen Ansatz zu einem künftigen disciplinirten Leben in sich aufnehme. Ordnung und Pünktlichkeit der grossen Masse, wie wichtig, wie nützlich sie sein mögen, beruhen auf einer dressurartigen Gewohnheit. Gerade so wie gezüchtete Hausthiere (Pferd, Schwein) sich selbst überlassen, wieder leicht verwildern, ebenso kann eine civilisirte, an geordnete Zustände gewöhnte Nation in Folge erschütternder und lange nachwirkender Ereignisse in einen Zustand der Verwilderung gerathen. Auch ein ordnungsliebendes Individuum, welches aus äusseren Umständen durch Jahre verhindert war, diesem Hang nachzukommen, wird schwerlich mit früherer Genauigkeit selbst bei sich sonst gleichgebliebener Überzeugung verfahren können. Die Wirkung der mechanischen Angewöhnung leidet durch jede Unterbrechung. Aber nicht nur Disciplin und Ordnung wird künstlich eingeimpft und gepflegt. Gezüchtet wird auch eine Art Ethik. Durch Beispiel und Gewohnheit kann ein Mensch ohne Lug und Trug zu einem brauchbaren Mitglied der Gesellschaft herangezogen werden. Er bleibt es, so lange keine Versuchung, so lange keine verderblichen Beispiele an ihn herantreten. Auf den wahrhaft grossen Charakter wirken schlechte Bei-

*) Richardson (arctic. Exped. II, cit. bei Lubbock) erzählt, dass man die Dobrig-Indianer trotz des hohen Lohnes, der ihrer an ihrem Bestimmungsorte wartete, nicht zur Beförderung der Briefe anstellen konnte. Ein unbedeutendes Hinderniss, die Aussicht auf ein Mahl von Wildprett oder der plötzliche Einfall, einen Freund zu besuchen, genügten, um sie für unbestimmte Zeit aufzuhalten.

http://rcin.org.pl

spiele nicht, im Gegentheil kann er dadurch nur gestählt und in seinem Selbstbewusstsein gestärkt werden; die Treibhauspflanze dagegen verdorrt beim leisesten Wind und da sie nicht im heimischen Boden wurzelt, verdirbt sie, ohne eine Spur zurückzulassen.

Für diese Gruppe passt am besten die Bezeichnung „Zucht-Ethik" von Nietzsche und ist im Grunde eine Art Zähmung. Nietzsche sieht in der Zähmung eine Schwächung und „ein Krankmachen". Ein zahmer Löwe oder ein zahmer Tiger, meint er, sei ein krank gemachtes Thier. Aber das zahme Raubthier befindet sich in Folge seiner Zahmheit im Kampfe ums Dasein unter ungünstigen Umständen. Die bedeutende physische Kraft, die dem Löwen und Tiger den Charakter des Gewaltigen verleiht, hört mit der Zähmung auf, sich zu äussern, ohne dass dafür irgend ein Ersatz gegeben wird. Der Mensch dagegen kann gerade durch seine Zahmheit häufig die Bedingungen für den materiellen Wohlstand der Gesammtheit und mithin auch seiner selbst befördern. Der Ausfall an wilder Kraft muss nicht unbedingt die Kraftäusserung des Menschen schwächen. Zähmen soll und muss man das Thier im Menschen, doch in einer Weise, dass nicht der Mensch dabei verkrüppelt. Selbst derjenige, der sich selbst Gesetze geben kann, ist einmal in seiner Jugend in einem gewissen Grade gezähmt worden. Zähmen und dabei jede selbstständige Regung unterdrücken, dies ist „Krankmachen". Durch Zähmen leiten, so lange und sofern der Mensch sich selbst zu lenken nicht vermag, ist nützlich. Wer nicht die eigene Kraft besitzt, um mit der Gesellschaft fortzuschreiten, der muss mit Hilfe des Automobiles der Sitte, Gewohnheit und Zähmung weiter befördert werden, bis eigene Kraft in ihm erwacht. Dann mag er absteigen und seinen eigenen Weg wandern.

Die Zähmung oder Zucht ist von vornherein auf Nutzen angelegt. Sie hat der Gesammtheit, wie dem Einzelnen zu frommen. Der Maasstab der Nützlichkeit, der für natürliche Ethik so wenig passte, ist für die Handlungsweise der Zuchtethik, insofern das Individuum über dieselbe nicht hinauskommt, der einzig richtige.

http://rcin.org.pl

III.

Der Fortschritt der Zuchtethik und Zähmung vollzieht sich in einer ununterbrochenen Reihe, von Generation zu Generation. Es findet da eine allmählige Anbequemung und Entwicklung statt, wie sie sonst am besten der Darwin'schen Evolutions-Theorie entspricht. Dies geschieht aber hauptsächlich durch die Macht des Beispieles, welches mit fortschreitender Gewöhnung immer intensiver wird. Beispiel und Gewöhnung sind nämlich gleichsam in einander greifende Ringe und so wie die Gewohnheit das Beispiel fortwährend verschärft, wird andererseits durch das vollkommenere Beispiel die Möglichkeit zu einer strengeren Angewöhnung gegeben. Es soll nicht geleugnet werden, dass auch noch die directe Vererbung in Betracht kommen kann. Jedenfalls ist aber Erziehung d. h. Beispiel und Gewohnheit, wie jedermann weiss, von viel grösserer Bedeutung und ihr gegenüber verschwindet fast der Einfluss der Abstammung.

In der natürlichen, menschlichen Ethik leuchten vor allem die Einzelnen und Vereinzelten. In jenen belebt und verkörpert sich die dem Wortlaute nach geltende, in der Masse oft ein Scheinleben führende Moral. In Letzteren tauchen wie Blitze ungeahnte Kräfte auf, die den Menschen adeln sollen. Der Letzteren Kraft ist wie die in mächtigen Kohlenlagern aufgespeicherte Sonnenkraft, die der kundige Bergmann an das Tageslicht fördert und an der sich der ergraute Philister, trotzdem er ihre Herkunft und Bedeutung nicht kennt, beim Ofen wärmt. Selbst solche Äusserungen natürlicher, menschlicher Ethik, welche in breiten Volksschichten sich finden und die mit fortschreitender Civilisation ein bedeutedes Plus an Intensität aufweisen, stimmen nicht ganz mit den Anforderungen, Darwin'scher Evolutionstheorie überein. Als Ausdruck der Liebe zu seinen Kindern bringt der Mensch und besonders der Vater bei der Erziehung der Kinder gegenwärtig unvergleichlich mehr Opfer als der Wilde. Dies thut aber auch der Mann aus dem Volke, dessen Ahnen vielleicht von Erziehung nichts wussten, sofern er selbst nur Verständniss für eine bessere Erziehung besitzt. Mit der culturellen Kraft stellt sich ein der nöthige Wille.

Es versteht sich fast von selbst, dass eine Theorie wie die im Vorigen auseinandergesetzte, welche die natürliche,

http://rcin.org.pl

menschliche Ethik auf ein auch das Thierreich in sich einbeziehendes Problem zurückführt, zu ihrer Grundlage nothwendig die Darwin'sche Evolutionstheorie mache. Nichtdestoweniger unterscheidet sie sich doch wesentlich von den Anschauungen der Evolutionisten. Es ist nämlich im Auge zu behalten, dass der Mensch sein Emporragen über das Thier in der natürlichen Ethik seiner Fähigkeit einer culturellen Entwicklung und nicht einer blos mechanisch-biologischen zu verdanken hat. Eine Anpassung oder ein Erwerben von Eigenschaften in Folge eines rein biologischen Processes wird wohl continuirlich, von Eltern auf Nachkommen fortschreitend, sich entwickeln. In der culturellen Entwicklung überwiegt schon meist an und für sich die individuelle Leistung, wenn auch Unbekannter und Unbenannter. Andererseits ist es wiederum vorzüglich die Cultur, welche die individuelle Entwicklungsfähigkeit begünstigt, welche der individuellen Veranlagung Raum zu ihrer Entfaltung gewährt. Auf den Flügeln culturellen Kraft konnte sich der Mensch ethisch himmelhoch emporschwingen und sein Weg ward weniger geebnet durch den Contact von „Vater und Sohn" als durch den von einem denkenden Wesen mit einem zweiten, von einem ethischen Gemüth mit einem nächsten. Die Culturschätze von der Schaubühne verschwundener Nationen haben auch wesentlich zu einem Fortschritt in den ethischen Vorstellungen beigetragen auch bei Völkern, die mit jenen in gar keiner verwandtschaftlichen Beziehung stehen.

Durch die Lehre von der „natürlichen Zuchtwahl durch Anpassung und Vererbung" wie von dem „Übergang der Arten" verbreitete Darwin ungeahntes Licht und verschaffte Einblick in die Werkstätte der Natur. Er hat damit uns die Gesetze des Geschehens wie die Einheit in der Vielheit organisirter Wesen, keineswegs aber das transcendentale Geschehen erklärt. Trotz Darwinismus bleibt das complicirte, aus Substanzen mit verschiedenem Brechungsindex bestehende Auge*) mit seiner Accomodationsfähigkeit etc. ein Wunder.

*) Am Auge wurde so mancher Fehler in neuerer Zeit ausgesetzt. Dieses Bekritteln würde vollständig berechtigt sein, wenn der Mensch aus organischer Substanz annähernd wenigstens einen ähnlichen Apparat aufbauen könnte. Bis dahin aber ist die Kritik übereilt.

http://rcin.org.pl

Die embryonale Entwicklung, wie die vergleichende, den allmähligen Fortschritt vom einfachsten zum complicirtesten nachweisende Anatomie zeigt im Lichte des Darwinismus, wie die Arbeit in der Natur ohne Meissel und Hammer vor sich geht, ohne aber im geringsten einen endgiltigen Aufschluss über ein so wunderbares Schaffen geben zu können. Dies wird wenig beherzigt und viele Gelehrte scheinen so sehr vom Kampf ums Dasein — charakteristisch für unser Zeitalter — verschlungen zu sein, dass sie nichts ausser diesem vor sich sehen. Im Kampfe ums Dasein können allerdings Thiere mit feineren Sinnesorganen leichter sich erhalten, dies erklärt aber noch gar nicht, wie überhaupt solche künstlerisch — anthropomorphistisch ausgedrückt — gebaute Organe entstehen. Eben so wenig, wie das Leben selbst, wie das Wesen der Vererbung aufgeklärt sind. Vielmehr haben wir es da mit transcendentalen, unsere aus Erfahrung gewonnenen Vorstellungen übersteigenden und für immer uns geheimnissvoll bleibenden Naturkräften zu thun.

In der Ethik wurde von den Evolutionisten die Vermehrung durch Theilung bei den niedersten Thieren und das Erschöpftwerden des Mutterthieres bei vielen Insecten nach dem Akt des Gebärens zur Erklärung der Mutterliebe herangezogen. Diese mechanische Aufopferung eines Theiles oder des ganzen Mutterthieres in den niedersten Thierreihen soll durch Vererbung bei höheren Thieren zu einer Aufopferung mit Bewusstsein führen. Mechanisch opfert wohl jede Mutter einen Theil ihrer Säfte für ihr Kind, sie giebt ihm Blut und Fleisch. Wie soll aber diese mechanische Aufopferung zu einer förmlichen Identificirung eines in sich abgeschlossenen, zunächst sein eigenes Wohl und Wehe empfindenden Bewusstseins mit dem eines anderen Wesens führen?

In der Umgangssprache wird mit der „Aufopferung" die grösste ethische Leistung eines Menschen bezeichnet. Viele Ethiker scheinen über diese wörtliche Bedeutung nicht hinausgekommen zu sein. Ein hervorragender Ethiker wirft alles Ernstes die Frage auf, ob die Aufopferung einer Mutter für ein Kind nicht zugleich eine Schmälerung der Rechte der übrigen Kinder bedeute und also an Letzteren ein Vergehen sei. Aber Aufopferung an sich bedeutet überhaupt nichts.

http://rcin.org.pl

Der Mensch stellt mitunter sein Leben aufs Spiel einer Passion, eines Sportes wegen, um einen Ausflug auf die Rax zu unternehmen und dgl. Die Verschmelzung von Individuum mit Individuum, mit seiner Nation, mit der gesammten Menschheit dies ist das höchste ethische Problem und die Aufopferung ist nur die manchmal eintretende nothwendige Reaction dieser Verschmelzung und nur als solche von ethischer Bedeutung. Die Mutter, die ihr Kind auf den Eisenbahnschienen bemerkt, während eine Locomotive heranbraust, denkt nicht, falls sie nicht vor Schrecken gelähmt dasteht, über ihre Aufopferung nach. Ihr Fleisch und ihre Knochen laufen Gefahr grässlich zermalmt zu werden und im Nu springt sie hin, um ihr geliebtes Kind zu retten oder sie bleibt mit demselben als Leiche. Ihr von der Unzweckmässigkeit ihrer Aufopferung zu reden, ist so viel, wie den vom dritten Stock Herunterstürzenden vor unglücklichem Sturze zu warnen.

Aber auch den Zauber dieser merkwürdigen Identificirung von Menschen mit Menschen, von Geschöpf mit Geschöpf sucht Nietzsche („Menschliches, Allzumenschliches") zu zerstören. Die Moral soll eine Selbstzertheilung des Menschen sein. In allen Fällen ethischer Bethätigung soll der Mensch etwas von sich, einen Gedanken, ein Verlangen, ein Erzeugniss mehr lieben als etwas anderes von sich; „er zertheile sein Wesen" und bringe dem einen Theil den anderen zum Opfer. Sonst lässt der Mensch, sofern ihn nicht Feigheit abhält, sich ein Glied, also einen Theil amputiren, um sein Leben, seine individuelle Existenz zu erhalten. Hier dagegen soll ein Theil als Gedanke, als Wunsch, als Wohlwollen, welche sich auf Dinge ausser ihm beziehen, so mächtig das individuelle Sein umschliessen, dass es gelegentlich, als nothwendiges Opfer dieses Theiles fallen muss! Ist dies nicht ein merkwürdiges Problem? Nietzsche fügt zu der gegebenen Erklärung hinzu „Ist es etwas wesentlich Verschiedenes, wenn ein Trotzkopf sagt: „ich will lieber über den Haufen geschossen werden, als diesem Menschen da einen Schritt aus dem Wege gehen". Aber ein solcher Trotzkopf ist schon öfters durch eine tüchtige Tracht Prügel eines

http://rcin.org.pl

Besseren belehrt worden. Häufig sagt derselbe nur so in der Überzeugung, nicht über den Haufen geschossen zu werden, nicht selten hegt er dabei die Hoffnung, seinen Gegner niederzuschmettern. Der Trotzkopf, der so handelt, ist ein vereinzeltes Individuum und sein Vorgehen ist kein verbreitetes Naturgesetz wie das Verhalten der Mutter zu ihrem Kinde.

Von Interesse dürfte die Bemerkung sein, dass die erwähnte spitzfindige Argumentation Nietzsches eigentlich nicht originell ist. Lange*) („Geschichte des Materialismus") führt dieselbe Argumentation an in entgegengesetzter Absicht, um die Möglichkeit einer nicht-egoistischen Ethik rationell zu machen. „Weit wichtiger ist nun aber die moralische Entwicklung durch Betrachtung der Menschenwelt und Versenkung in ihre Erscheinungen und Aufgaben. Das Aufgehen in diesem Object, wie es sich uns ebenfalls durch die Sinne als Theil unseres eigenen Wesens ergiebt, ist der natürliche Keim alles dessen, was in der Moral unvergänglich ist und werth erhalten zu werden". Da sieht man, wohin die Sucht zur Erklärung gewisser principieller Thatsachen, die sich schon überall finden, wo sie sich nur einfinden können, wo wir also die Bedingungen ihrer Entwicklung nicht vor Augen haben, führen. Solche Erklärungen richten sich nach dem Winde, nach dem Willen des Erklärers. Da ist es am besten, die Thatsachen reden zu lassen.

*) Und nach Citat noch früher Hartley.

http://rcin.org.pl

Instytut Filozofii i Socjologii
BIBLIOTEKA
P. A. N.

http://rcin.org.pl